

Im folgenden lesen Sie einige Passagen aus  
dem Roman

“Zeit-Genossen”  
Ein Limesroman

von Nils Opitz

erschieden 1999 im  
Verlag Neues Literaturkontor

Die Handlung spielt zwischen 1991 und 1994 in Dresden, Münster, Regensburg und Italien. Vieles ist der Wirklichkeit entnommen. Einiges glücklicherweise nicht.

Allerdings ist jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen oder tatsächlich existierenden Behörden, Parteien und Organisationen nicht beabsichtigt und rein zufällig.

## Inhalt

### *Erster Teil*

Abschied	15
Blaue Wunder	27
Landung der Außerirdischen	41
Pulsnitzer Pfefferkuchen	49
Villa mit Ausblick	55

### *Zweiter Teil*

Regensburg	83
Der Auftrag	94
Entspannung	104
Zu Hause	126
Dienst	142
Hartmann und Gott	157
Der fliegende Teppich	167
Im goldenen Westen	177
Braunschweig	185
Zur gleichen Zeit: Eine Frühstückspause	201
Intermezzo mit Valse triste	207
Italien	220
Die Hochzeit des Figaro - Letzter Akt	239
Endstation Stausee	260

*Der Speer traf gut, genau ins Herz. Flavius fiel und rutschte soweit ins Wasser hinab, daß der Fluß ihn schließlich griff und die Strömung ihn langsam fortnahm.*

*Sein Todestraum, schon jenseits der Schmerzen und der Kälte des braunen Wassers, führte ihn in den sonnendurchfluteten Olivenhain hinter seinem Elternhaus in Follonica nahe dem Meer zwischen Livorno und Rom.*

*Seine Mutter deckte gerade die lange Tafel für die Hochzeitsfeier, er wienerte, schon leicht beschwingt vom Rotwein, seine Legionärsuniform und den neuen Helm. Laelia, seine Braut, war fürchterlich aufgeregt. Das ließ sie aber nur noch schöner aussehen.*

*Ein Lächeln trat auf sein Gesicht.*

*Und so trieb Flavius Acilius, erster Legat des Prätor peregrinum, des Rechtspflegers für Angelegenheiten zwischen Römern und Nichtrömern des Legionärslagers Castra Regina (des heutigen Regensburg) die Donau abwärts. Der Fluß war gut gefüllt und eilte schneller und munterer als in anderen Frühjahren Richtung Osten, denn in den Mittelgebirgen südlich des Limes hatte die Schneeschmelze begonnen.*

*Drei Tage später, an einem milden und sonnigen Märzabend des Jahres 194 der gregorianischen Zeitrechnung, erreichte Flavius Acilius, friedlich lächelnd und tot, das Schwarze Meer.*

*Ein steter Nordwind trieb ihn die Küste entlang. Einmal fuhr ein römisches Handelsschiff dicht an ihm vorüber. Ein kleines Mädchen, das mit ernster Miene am Bug stand, entdeckte ihn und schüttelte stumm und mißbilligend den Kopf.*

*Bei Midia verhakte sich das Pilum, das noch immer fest in seiner Brust steckte, in der Ankerkette eines kleinen ägyptischen Gewürzschiffes. Dieses nahm Flavius mit sich, bis weit hinein ins westliche Mittelmeer vor Rom. Niemand an Bord bemerkte, daß eine Handbreit unter der Wasserlinie ein lächelnder Leichnam neben dem Boot herglitt. Erst als eine leichte Westbrise aufkam und die See unruhig wurde, löste sich Flavius von der schweren Ankerkette und trieb, mehr unter als über Wasser, an die Küste.*

Erster Teil

November 1991

## Abschied

Eilig verstaute er seine große Reisetasche im oberen Gepäckfach. Das Abteil, in dem er sich einen Fensterplatz hatte reservieren lassen, war noch leer. Dann riß er das Fenster auf, Ellen stand mit Amelie schon davor, sein Schwiegervater und Arne hielten sich etwas im Hintergrund. Ellen hatte Tränen in den Augen, und als er das sah, wurden auch seine eigenen feucht.

Wie in einer dieser klassischen »Zug-am-Bahnhof-Abschiedsszenen« im Film, dachte er bedrückt. Dabei wanderte er doch schließlich nicht nach Australien aus!

Klein-Amelie winkte fröhlich und begriff mit ihren dreizehn Monaten zum Glück noch nicht alles. Ein heller Pfiff stach ins Ohr. Türen knallten, und der Zug ruckte an. »Ich lieb' dich«, riefen sie sich zu, und Linus sagte noch schnell: »Es sind ja erstmal nur zwei Wochen!« obwohl er wußte, daß er damit auch sich selbst belog.

Der Zug gewann schnell an Fahrt; hinter einer sanften Kurve verschwand die kleine winkende Gruppe auf dem Bahnsteig aus seinem Blick.

Er starrte nach draußen und sah das langweilige und gesichtslose Münster, wie man es nur aus dem Zug erblicken kann, aber er sah es immer noch durch diesen traurigen Schleier. Zum Glück war er allein im Abteil. Die ganze Rührseligkeit war ihm etwas peinlich, und er versuchte, den Abschied schnell zu verdrängen. Mit einem Taschentuch putzte er sich die Brille und verstohlen auch über die Augen.

»WCG - Alles für Ihr Vieh« stand in riesigen grünen Buchstaben auf den großen grauen Silotürmen am Hafen. Die wenigen heruntergekommenen Häuserfassaden Münsters, hier in Bahnhofsnähe, huschten am Fenster vorbei.

Ein Autohaus, ein Teppichmarkt, wieder ein Autohaus, alles immer noch leicht verschwommen.

Bei der Vorstellung, vielleicht für immer von hier wegzugehen, merkte er, daß er doch sehr an dieser Stadt hing, auch wenn er sich gerne ein wenig über ihre Provinzialität, ihre gutsituierten Bildungsbürger und ihren bäuerlichen Stolz, die westfälische Hauptstadt zu sein, lustig machte. Das war immer unehrlich gewesen, schließlich waren auch seine Vorfahren westfälische Bauern, und was anderes als ein »gutsituierter Bildungsbürger« würde er sein, wenn er nun nach seinem Studium eine Familie und einen normalen Beruf hatte.

Natürlich wäre er am liebsten hier geblieben, im Institut oder in einem der verschiedensten Ämter der Stadt oder der umliegenden Orte.

Er war leidenschaftlicher Radfahrer, liebte das satte Grün des Münsterlandes mit seiner adretten, fast zu ordentlichen Parklandschaft, er dachte an die vielen guten italienischen und türkischen Restaurants. Er hoffte, daß ihn der Wechsel nach Dresden nicht seine vielen Freundschaften kosten würde, die er durch seine Schul- und Studienzeit in dieser Stadt hatte. In Hamm mußte er umsteigen, Münster lag zwar an einer wichtigen Nord-Süd-Achse, aber nach Osten oder Westen kam man nie direkt. Nun saß er im Interregio nach Dresden und hatte noch etwa acht Stunden Fahrt vor sich.

Ob er sich nicht doch zuviel vorgenommen hatte? Bei dem Gedanken an die sicherlich ungeheure Aufbauarbeit, die dort wartete, zerbröselte sein sonst ziemlich ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Auch sein gutes Abi und das hübsche Diplom konnten daran nicht viel ändern. Immerhin galt es, eine kompetente Politikberatung in der Parteispitze Sachsens aufzubauen.

Draußen rasten gepflegte Bauernhöfe, Bahnschranken, kleine Wälder, Äcker und Feldhecken vorbei. Die Abenteuerlust und das Hochgefühl der letzten Tagen wichen nun, während er Ostwestfalen an sich vorbeifliegen sah, einer diffusen Zukunftsangst. Würde er der Aufgabe gerecht? Wie würde er mit der Trennung von Ellen und Amelie klarkommen? Wann würde er sie wohl nachholen können?

Als Biologe wußte er, daß auch Lebensläufe chaotische Systeme und damit nur sehr eingeschränkt planbar waren. Gleichzeitig aber schätzte der bodenständige und umsichtige Westfale in ihm Risiken und Unwägbarkeiten gar nicht. Er hatte lieber alles übersichtlich und wohlgeordnet. Doch der angespannte Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen zwang ihn umzudenken. Wie zahllose andere hatte er vor der Wahl gestanden, sich zunächst mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in Ämtern herumzuschlagen oder aber die Gunst der Wende zu nutzen. »Keine zehn Pferde würden mich nach Ostdeutschland kriegen, so hoch können die mich gar nicht bezahlen«, hörte er seinen Bruder sagen. Die eine Hälfte seiner Freunde hatten ihm zugeraten, die andere Hälfte dringend abgeraten.

Ohne seinen fast kauzig anmutenden politischen Idealismus und den Wunsch, vielleicht auch eine politische Laufbahn einzuschlagen, hätte er sich auf dieses Abenteuer sicherlich nicht eingelassen. In Münster jedenfalls hätte er ein überschaubares, bequemes und ruhiges Dasein fristen können, all das versprach ihm seine jetzt gewählte Zukunft sicherlich nicht. Für irgend etwas tief in ihm war ein ruhiges, bequemes und überschaubares Leben aber eben auch eher ein Alptraum, und dieses Etwas hatte sich nun offensichtlich gründlich durchgesetzt. Mit 200 Stundenkilometern raste der Zug auf Hannover zu und entfernte sich ebenso rasend von der ganzen münsterschen Beschaulichkeit, von allen seinen

Freunden, Verwandten und seiner Familie, von den gepflegten Radwegen, den türkischen Restaurants...

Linus lehnte sich zurück und sah aus dem Fenster. Er dachte an das Vorstellungsgespräch, das erst vor zwei Wochen stattgefunden hatte. Zusammen mit Ellen hatte er sich für eine Nacht in ein scheußliches, aber billiges Hotel einquartiert, um sich Dresden genauer anzusehen. Schließlich wußte man bei keinem Bewerbungsgespräch, ob man nicht doch den Zuschlag erhielt. Für diesen unwahrscheinlichen Fall hatten sie sich ihre künftige Heimat ansehen wollen, über die sie in den Wochen zuvor auch schon viel gelesen hatten. In seinem Merianheft war die Umweltverschmutzung derart ausführlich und anschaulich erläutert worden, daß sie sich fragend ansahen, als sie sich abends mit dem Leitungswasser im Hotelzimmer die Zähne putzten. Nach einer eher unruhigen Nacht im unbequemen Hotelbett betrat er pünktlich um zehn Uhr ein schlichtes Büro in der Landesparteizentrale, von den drei Schreibtischen war einer offenbar noch unbesetzt. Der Blick aus dem Fenster hätte nicht schauriger und trister sein können: Nur einige Meter entfernt erstreckte sich in alle Richtungen eine eintönige und heruntergekommene graue Putzwand mit häßlichen schmutzigen Gitterfenstern. »Wird sicherlich bald abgerissen«, dachte Linus. Er konnte noch nicht wissen, daß es sich um die Ostfassade des ältesten deutschen Stahlskelettbauwerks handelte. Und natürlich wurde es aus Denkmalschutzgründen auch nicht abgerissen, sondern sollte im Gegenteil für Jahre seinen Blick auf die Elbe erfolgreich blockieren.

Kurt Heimler, der Finanz- und Wirtschaftspolitiker aus Zittau und Hannah Gräfe, Tierärztin aus Leipzig und nun Umweltpolitikerin, saßen ihm gegenüber. Er etwa fünfzigjährig, ordentlich, aber unmodisch gekleidet, trotz eines Lächelns eher kühl und distanziert. Sie mochte vielleicht Mitte vierzig sein, ihre Augen strahlten viel Wärme aus, und überhaupt war sie eine sehr angenehme

Erscheinung. Ihr Charme und ihre Offenherzigkeit überdeckten aber nicht völlig, daß sie müde und ein wenig traurig wirkte. Nach den üblichen Fragen zum Lebenslauf und den beruflichen Vorstellungen nutzte Droste dann die erste Gelegenheit, seinen politischen Werdegang, der für seine 28 Jahre schon ganz beachtlich war, herunterzuspulen.

Die Schwerpunkte seines Studiums stellte er geschickt so heraus, daß sie zur angestrebten Arbeit eines Politikberaters paßten. Seine Vorliebe für Gentechnik und Verhaltensbiologie verschwieg er geflissentlich, während er gleichzeitig die wenigen praktischen ökologischen Kurse zu einem Schwerpunkt seines Studiums aufblähte.

Und zum Glück unterlief ihm der Fehler, der ihm abends zuvor im Hotel mehrmals passiert war, nun nicht. Ellen hatte ihn mit Standardfragen traktiert, damit er flüssige Antworten einüben konnte, denn er wollte nichts Wesentliches vergessen. Dabei war ihm immer wieder im Eifer des Gefechtes »bei uns in Deutschland machen wir das soundso...« herausgerutscht. »Bei uns in Deutschland«. Linus und Ellen mußten zwar darüber lachen, denn natürlich fühlten sie sich hier in gewisser Weise wie im Ausland. Aber er durfte nicht darauf zählen, daß sein ostdeutsches Gegenüber über einen solchen Ausrutscher ebenfalls lachen würde.

Und so hatte er schließlich 30 mal hintereinander geübt: »Bei uns in Nordrhein-Westfalen, bei uns in NordrheinWestfalen, bei uns in Nordrhein-Westfalen...«

Offensichtlich hatte er sie überzeugt. Nur fünf Tage später hatte Heimler ihm telefonisch mitgeteilt, daß er den Zuschlag bekommen hatte. Und morgen war sein erster Arbeitstag.

Draußen zog langsam die endlose graue Leere der Magdeburger Börde vorbei, das Wanken des Zuges, die lauten, ächzenden und krachenden Weichen und wohl auch die komische, asthmatisch pfeifende Diesellok erklärten dieses Kriechtempo von selbst. Ihm wurde bewußt, daß er sich die DDR schon immer nur schwarzweiß vorgestellt hatte. Viel bunter war es hier tatsächlich nicht.

Kaum ein Baum oder Strauch, nur hier und dort kleine freudlose Anwesen, um die herum sich Schrott angesammelt hatte. Wellblechbaracken, Autoleichen, flache graue Fabriken mit Silos, von denen Linus befürchtete, das seien hier die Bauernhöfe.

Der Blick blieb nirgends haften, und so versuchte er seine politischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse im Kopf zu ordnen und zu sortieren. Linus Droste liebte alle Sortierarbeiten: Kakteen, Moose und Gräser nach Gattung und Art, seine Bücher mal nach Themen, mal alphabetisch, seine zahllosen Diapositive streng chronologisch, die Legosteine seiner Tochter nach Form und Farbe...

Überhaupt war er im Innern ein sehr ordentlicher und logischer Mensch, auch wenn sich auf seinem Schreibtisch meistens eine wüste Ansammlung von Papieren, Pflanzenproben, Werkzeug, Büchern und Tassen zu einem für andere undurchdringlichen Chaos ergänzten.

Und während Droste seine ganze Käfersammlung säuberlich zoologisch geordnet vor seinem geistigen Auge vorbeischieben ließ, hatte er noch nicht die geringste Ahnung davon, daß er keineswegs wegen seiner politischen und wissenschaftlichen Qualifikationen ausgewählt worden war. Man hatte sich, wie er viel später erst erfuhr, unter fast hundert Mitbewerbern für ihn entschieden, weil er Nichtraucher war, ein gewinnendes Lächeln besaß und im Vorstellungsgespräch eine Tasse Tee Kaffee vorzog. Und es war auch gut, daß er das nicht ahnte, denn der vorsichtige Westfale und Beamtensohn in ihm, der die Ordnung und die Logik liebte, hätte sich sonst sicherlich durchgesetzt und wäre in Münster geblieben.



Der Zug rumpelte in den Magdeburger Hauptbahnhof ein, und der viel zu teure und schlechte Becher Kaffee schwappte ihm auf die Hose. Es war zum Glück eine sehr dunkle Hose. Der Geruch von Braunkohle drang ins Abteil, draußen war es kalt und trübe.

Sauerstoffmangel und das rhythmische, metallische Schlagen der Räder, die irgendwo unter ihm hart auf die unverschweißten Schienenverbindungen knallten, senkten ihn in einen unruhigen Schlaf.

»Die Forgorden bidde«, riß ihn die laute Stimme des Schaffners aus traumlosen Tiefen. Als er die Fahrkarten hervorkramte, sah er durch das Fenster den Schriftzug »Dresden-Neustadt«.

\*

## Blaue Wunder

Die Straßenbahn rumpelte über den Pirnaischen Platz, als hätte sie die Gleise verlassen. Nur an den gleichgültigen und verschlossenen Mienen der anderen Fahrgäste konnte Linus erkennen, daß sich keine Katastrophe anbahnte und es sich um das normale Fahrgeräusch handeln mußte. Der unglaubliche Lärm, der in der Straßenbahn zuweilen herrschte, hätte ihm ein Nachfragen jetzt ohnehin unmöglich gemacht.

Viele Gleise waren in einem schlechteren Zustand als vor dem Krieg, gleichzeitig waren die tschechischen Fahrzeuge, die die Stadtbilder im gesamten ehemaligen Ostblock bestimmten, viel schwerer als die deutschen Vorkriegsbahnen. Plötzlich hielt die Bahn an, und Droste sah den Fahrer mit einer langen Eisenstange aussteigen. Steine in der Schiene, dachte Linus und hatte viel Respekt vor dem Fahrer, der das offensichtlich noch rechtzeitig gesehen hatte. Erst viel später erfuhr er, daß die Weichen hier noch von Hand und von den Fahrern gestellt werden mußten.

Endstation Schillerplatz. Wenn sein Stadtplan stimmte, mußte er nur noch zu Fuß über das »Blaue Wunder«, wie die Dresdner die Loschwitzer Brücke liebevoll nannten. Die hundertjährige blaue Stahlbrücke ohne Strompfeiler, deren grüner Anstrich nicht lichteht war und sich deshalb innerhalb einiger Jahre in ein schönes Blau verwandelt hatte, war die erste ihrer Bauart auf der Welt.

Links und rechts an der Elbe lagen wunderschöne Villen und Ausflugsrestaurants, allerdings in einem so jämmerlichen Zustand, daß wohl nur noch die Abrißbagger Freude an ihnen haben würden.

Gegenüber am Hang, der üppig mit Villen übersät dalag, konnte Droste auch die Dresdner Schwebbahn entdecken.

Er kramte nochmal den kleinen Zettel aus seiner Jackentasche, auf den der Pförtner des Bürohauses die Adresse gekritzelt hatte, wo Zimmer zu vermieten waren. Anscheinend endeten hier alle Stadtteile auf -itz, was ihm die Orientierung nicht gerade erleichterte. Leutewitz, Leuteritz, Tolkewitz, Zschachwitz, Zschernitz und so weiter. Hinzu kam, daß auch die Beschilderung hier ein Witz war.

Hoffentlich hatte er von dem Zimmer aus, das er hier mieten wollte, einen schönen Blick auf die Elbe und vielleicht auch auf die Brücke.

Froh, endlich die richtige Adresse gefunden zu haben, da kaum Hausnummern vorhanden waren, trat Droste durch das schwere, rostige Eisentor und störte sich auch nicht weiter an dem Schild »Hier beiße ich«, das einen wohl nicht immer freundlichen Hund ankündigte.

Er sah den Hang hinauf und bäugte das graue Siedlerhäuschen, dessen größter und wahrscheinlich einziger Reiz in seiner traumhaften Lage bestand. Auf dem Treppenabsatz oben vorm Haus empfing ihn ein Paar, offensichtlich die Vermieter. Beide waren so etwa fünfzig Jahre alt und auffallend unauffällig. Sie hatte einen Haushalkittel an, der in jede Sechziger-Jahre-Werbung für Bohnerwachs gepaßt hätte, und beide trugen dunkle Sonnenbrillen.

Sie musterten ihn skeptisch und grüßten kurz. Aus dem Garten schoß ein kleiner Mischlingskötter mit hellem Kläffen auf ihn zu und faßte sein Hosenbein. Droste versuchte ihn zu ignorieren. Er stellte sich artig vor, lobte die ausgezeichnete Lage und fragte nach den angebotenen Zimmern.

»Also das große Zimmer mit elf Quadratmetern kommt 92 Mark, das kleine mit acht können Sie noch dazunehmen für 56 Mark«, sagte die Hausdame, ohne sich für ihren Kötter zu interessieren. Erleichtert strahlte Droste, denn auf so preiswerte Zimmer hatte er nicht zu hoffen gewagt. Seine Kollegen zahlten etliche hundert

Mark für ihre Unterkünfte. Da störte es ihn auch nicht sehr, daß er nur einen kleinen

Plattenkocher aufstellen durfte und nur nach Voranmeldung eine Dusche nutzen konnte.

»Wann kann ich einziehen?« fragte er schließlich eifrig und wollte schon per Handschlag alles besiegeln.

»Ja wenn Sie uns den ersden Monat schon mal bezahlen täten, dann könnnden Sie morgen die Zimmer vorrichten«, sagte der Hausherr. Linus zog die Brieftasche hervor und kramte nach Bargeld. »4.440 Mark dann bitte«, hörte er und glaubte zunächst an ein akustisches Wahrnehmungsproblem. »Die Miete gilt natürlich pro Tag«, fügte der Hausherr schnell hinzu, als er sah, daß Linus schwankte und sich leicht verfärbte. Dieser glotzte die beiden einige Momente dümmlich und fragend an. Dann faßte er sich wieder und nahm sich fest vor, freundlich zu bleiben: »Ich bin zwar Westdeutscher, aber diese Miete übersteigt leider bei weitem mein Gehalt. Hätte ich soviel Geld fürs Wohnen übrig, könnte ich ja in ein Hotel ziehen. Mit Frühstück!« Er versuchte, ganz ruhig und sachlich zu bleiben und atmete einmal tief durch. Die ganze Fahrerei quer durch die Stadt hätte er sich ersparen können. »Wie kommen Sie denn auf so eine Preisvorstellung?« wollte er dann aber doch noch wissen.

Die beiden wichen mit feindseliger Miene einen Schritt zurück, der Hund sprang zwischen die kurzen Beine seines Frauchens und guckte Linus genauso feindselig an wie Herrchen und Frauchen.

»Wir sind 40 Jahre lang nur beschissen worden. Jetzt wollen wir auch mal leben!« bellte Herrchen. »Nehmen Sie sich doch was anderes!« kläffte Frauchen zustimmend. Linus merkte, daß Diskussionen hier überflüssig waren. Er verabschiedete sich kurz und kühl. Irgendwie hatte er fast so etwas wie Mitleid mit den beiden, die mit den neuen Realitäten offensichtlich überhaupt nicht zurechtkamen.

»Wenn Sie länger hier wohnen, könnten wir einen Rabatt machen, sagen wir 3.500«, rief Herrchen noch, aber Droste tat so, als hörte er es nicht mehr und zog, ohne sich umzusehen, das rostige Eisentor hinter sich ins Schloß.

Auf der Rückfahrt ins Büro mußte er stehen, denn die wenigen noch freien Sitzplätze in der Straßenbahn waren so heiß, daß man es nur wenige Minuten auf ihnen aushielt. Es sollte ihm immer unklar bleiben, ob die heißen Sitze die Heizung waren oder ob es sich nur um einen Konstruktionsfehler der Arbeiter und Bauern handelte.

Vor seinem Büro paßte ihn Heimler, der nun einer seiner Vorgesetzten war, ab. Er lächelte, aber nicht herzlich, und winkte mit einem Blatt, das er in der Hand hielt. Es war die Presseerklärung, die Linus morgens geschrieben hatte. Er war ganz stolz gewesen, der Regierung damit richtig schön auf die Füße zu treten.

»Also, so können wir das nicht schreiben, Linus. Weißt du, die Regierung ist hier wahnsinnig beliebt, die können wir nicht einfach kritisieren. Und den Ministerpräsidenten dürfen wir natürlich erst recht nicht angreifen. Das sind westdeutsche Schablonen, ihr denkt da einfach verkrustet. Man kann doch den politischen Gegner nicht einfach schlechtmachen. Alle mögen Diederhoff. Aber das kannst du ja auch noch nicht wissen, du bist ja neu hier.« Linus' Kopf war irgendwie schon zu voll mit Dingen, die zu unnormale, zu sperrig und ungewöhnlich waren, um einfach abgespeichert zu werden. Deshalb nickte er nur und quälte sich ein freundliches Lächeln ab. Schließlich war dieser Tag für ihn schon anstrengend genug gewesen. Es war ja auch erst sein vierter Arbeitstag, und er mußte sicherlich noch viel lernen. Außerdem hatte er es doch immer

begrüßt, daß in den neuen Ländern nicht alles in Westschablonen gepreßt wurde und daß man unkonventionelle Wege und Lösungen für alles suchen konnte.

Daß dies auch heißen könnte, daß die Opposition nicht die Regierung kritisiert, erschien ihm jetzt ein bißchen zu radikal, aber darüber wollte er noch in Ruhe nachdenken. Um Diskussionen zu vermeiden, setzte er sich kurzerhand an die Maschine und kürzte die Spitzen und Schärfen aus seiner Presseerklärung heraus.

Den Nachmittag verbrachte er mit dem Durcharbeiten des neuen sächsischen Waldgesetzes. Hierfür war sein Biologiestudium natürlich völlig nutzlos, nicht sauberes Präparieren irgendwelcher Schnitte oder Organe, nicht die exakte und zügige Laborarbeit, erst recht nicht der geübte Blick für seltene Moose und Flechten im Gelände waren hier gefragt.

Alles an diesem Gesetz verriet ihm, daß kein Ökologe oder Botaniker bei der Entstehung dieses Werkes auch nur in der Nähe gestanden haben konnte. Juristen und Forstmänner hatten aus dem Wald ein nutzbares Grundobjekt gemacht, das gleich einem Maisfeld auf seine Schlagreife wartete, nur länger. Immerhin wurde dem Wald ein gewisser ökologischer Wert nicht völlig abgesprochen, zu Erholungszwecken.

In der provisorischen Kantine nahm er sich mittags eine Soljanka, diese pikante russische Suppe, die immer so ausah, als seien die Wurstreste der vergangenen Woche darin verarbeitet worden. Sie schmeckte ihm sehr gut, nur den Kümmel darin hielt er für entbehrlich. Aber da hier in fast jedem Gericht Kümmel zu finden war, mußte er sich an diesen geschmacklichen Zusatz wohl gewöhnen. Linus überlegte, ob die DDR vielleicht aus Devisenmangel Probleme gehabt hatte, Pfeffer, Paprika, Curry und andere Gewürze zu importieren und deshalb bei allem auf Kümmel ausgewichen war.

Als er abends seine Habseligkeiten geordnet hatte, verspürte er zum ersten Mal noch Lust und Energie, sich aus diesem engen und dunklen Zimmer in Bühlau in die Stadt aufzumachen. Schließlich hatte er seine neue Heimat noch gar nicht richtig begrüßt. Der Ostwind pfiß durch jedes Knopfloch, und er lief zügig zur Endhaltestelle der Straßenbahnlinie 11.

Im Dunkeln rumpelte er dann am Weißen Hirschen und der Dresdner Heide vorbei, bergab in die Stadt. Diese Stadtteile kannte er bisher nur aus seinem Reiseführer, sie sollten sehr schön sein, mit unzähligen prächtigen alten Villen, die ehemaligen Reichtum verrieten. Jetzt aber sah er rein gar nichts, nur die schwache und gelbliche Straßenbeleuchtung und die fürchterlich dreckigen und verkratzten Straßenbahnscheiben.

Am Platz der Einheit stieg er aus, hier trafen sich Innere und Äußere Neustadt. Was wohl mit Einheit gemeint war? Einheit der Arbeiter und Bauern, Einheit der Linken, Einheit Deutschlands? Letzteres sicherlich nicht. Er ging an dem Denkmal vorbei, das einen russischen Soldaten darstellte, der lachend in die Menge auf dem Platz schoß. Ob diesen Irrsinn niemand bemerkt hatte? Oder ob es beabsichtigt war? Eilig und mit hochgeschlagenem Kragen lief er die Straße der Befreiung hinunter, er wollte noch einmal über die Augustusbrücke auf den Theaterplatz gehen, bevor die Kälte ihn in eine Kneipe treiben würde. Die Leere und Stille erstaunte ihn.

Es war erst halb neun, doch es war kaum noch jemand unterwegs. Andererseits hatte er aus dem Zug einen Großteil der Fenster großer Plattenbauviertel schon um fünf Uhr morgens leuchten sehen.

Die Ostdeutschen schienen früher aufzustehen. Wofür? Er war ein Abendmensch, hätte ihm sein Beruf das erlaubt, sogar ein Nachtmensch.

Nach einigen Schritten öffnete sich ihm der Blick auf das Altstadtpanorama. Er blieb mitten auf der Brücke stehen, der

Anblick war phantastisch. Die Brühlsche Terrasse mit der Kunstakademie ganz links, wobei sein Blick besonders an der schwach grünlich erleuchteten Zitronenpresse hängenblieb, der Glaskuppel der Akademie. Geradeaus sah er auf das Georgentor des Residenzschlosses und den frisch aufgesetzten kupfernen Hausmannsturm, den schönsten Schloßturm, den er je gesehen hatte. Links daneben stand schwarz und klobig der alte Landtag, dem noch das Dach fehlte. Rechts vorne thronte die Hofkathedrale, die tatsächlich genauso italienisch war wie ihre Baumeister. Und rechts öffnete sich mit jedem Schritt, den er weiterging, der Blick über den Theaterplatz, von dem sein Reiseführer schrieb, es sei einer der schönsten Plätze Europas. Die Semperoper, die Gemäldegalerie vom Zwinger sowie Schloß und Hofkirche umrahmten den weiten Platz.

Linus erinnerte sich, gelesen zu haben, daß dort drüben unter der Hofkirche das Herz Augusts des Starken aufbewahrt wurde. Er hatte als König von Polen zwar in Krakau beigesetzt werden müssen, doch sein Herz würde Dresden gehören, hatte er als Kurfürst von Sachsen verfügt. Das gefiel Linus außerordentlich und jagte ihm einen halb schönen und halb kalten Schauer über den Rücken.

Das Italienische Dörfchen führte zwar noch heute diesen Namen, stand nun aber leider, wendebedingt, leer. Vielleicht ungeklärte Eigentumsverhältnisse, dachte Linus, oder das Haus lag noch in einer Treuhandschublade.

Nach einem kurzen Gang in den erleuchteten Zwinger, den er sich nach seinem Vorstellungsgespräch vor drei Wochen schon einmal bei Tageslicht angesehen hatte, kehrte er abrupt um. Seine Füße waren eiskalt, und er bekam langsam Durst. Ihm fielen die Szenekneipen ein, die laut Reiseführer in der Neustadt liegen sollten, billige und originelle Treffpunkte für Studenten und alle, die sich zur Dresdner Szene zählten oder diese erleben wollten.

Endlich tauchte er in die engen Sträßchen und Gassen der Äußeren Neustadt ein. Es war ein bißchen unheimlich hier, wohl wegen der allzu dezenten Beleuchtung und der vielen leerstehenden, teils abbruchreifen Häuser, deren Fenster keine Lichtquelle boten. Der Geruch der Braunkohleöfen, die hier die einzige Heizungsform waren, stieg beißend in Augen und Nase. Die Luft hatte einen gelblichen Schimmer, wenn man ins Laternenlicht blinzelte. Mit Mühe konnte er das Schild »Louisenstraße« entziffern.

\*

## Regensburg

Linus war froh, endlich mal wieder aus dem Büro herauszukommen. Mit den beginnenden Wahlkämpfen war die Hektik dort in den letzten Wochen immer größer geworden. Hannah Gräfe machte sich Sorgen, ob sie den Sprung in den Landtag wieder schaffen würde. Die Umfrageergebnisse schwankten für ihre Partei zwischen Machtzuwachs und Desaster unruhig auf und nieder. Dementsprechend angespannt und fähig waren jetzt alle und ganz besonders natürlich die Abgeordneten.

Er hatte eine Einladung nach Regensburg erhalten. Es ging um die Durchleitungsrechte für Strom im neuen europäischen Markt und die Eigentumsauseinandersetzung bei den Stromnetzen in Ostdeutschland. Die Konferenz war hochkarätig besetzt, und Linus durfte gewissermaßen Sachsen vertreten, parteiintern zumindest.

Das Thema interessierte ihn nicht sonderlich, aus seiner Sicht lag darin schon deshalb kaum große Brisanz, weil die meisten Journalisten dieses Problem selbst nicht begriffen und deshalb auch nicht ansprechend schildern konnten und wollten. Trotzdem war er froh, hinfahren zu dürfen, denn als Biologe und Botaniker schleppte er in diesem Bereich immer noch ein beträchtliches Wissensdefizit mit sich herum, da war jede Konferenz gleichzeitig eine willkommene Weiterbildungsmöglichkeit.

Ein preiswertes Hotel hatte er sich bereits buchen lassen. Nun saß er in seinem kleinen alten Renault und gurkte gutgelaunt die Autobahn in Richtung Bayern hinunter. Der alte R4, der ihm schon so lange treu war, klapperte tapfer mit Tempo 120 die Autobahn entlang.

Linus drehte die Musik laut. Im Rückspiegel stand eine knallrote Morgensonne über dem dunstigen sächsischen Horizont und vor ihm ein noch fast voller Mond bleich und majestätisch im noch dunkelblauen Himmel. Rechts und links dehnten sich endlos die Felder aus, mit Rauhref überzogen, als wäre es Puderzucker. Linus fühlte sich rundherum wohl. Er liebte solche Fahrten. Als Freddy Mercury sich auf seiner Musikkassette zum »The show must go on« aufschwung, drehte Linus das Gerät weiter auf, bis es schräppte. Dann sang er lauthals mit. An solchen Tagen wollte er die Welt packen und schütteln.

Irgend etwas stimmte mit seinem Außenspiegel nicht. Er wackelte stärker als sonst, und in ihm waren nur noch Himmel und Dachreling zu sehen. Linus öffnete das Schiebefenster und griff an den Spiegelhalter, um ihn wieder hochzubiegen. Doch es lag nicht an der Einstellung, sondern daran, daß der Spiegel schlichtweg abgerostet war und sich jetzt gerade verabschieden wollte. Hinter Linus fuhr ein alter Golf, der jetzt dicht aufgefahren war, weil Linus bei seiner Aktion immer langsamer geworden war. Natürlich durfte der Spiegel nicht einfach abbrechen und auf die Straße fallen. Sicherlich wäre es das beste, wenn er ihn vorher hereinholte. Beherzt griff er deshalb nochmals an den Spiegelhalter und ruckte zwei-, dreimal hin und her, bis er ihn schließlich in der Hand hielt.

Der Golf überholte ihn jetzt, und der Fahrer sah, als sie gleichauf waren, halb verdutzt und halb belustigt, zu ihm herüber. Linus grinste ihn nur an und wollte gekonnt sein Fenster wieder zuschieben. Es klemmte wie so oft, und als er kräftig am Griff zog, fiel es aus der Schiene, und er hatte es auf dem Schoß liegen.

Der Golffahrer lachte begeistert und verlor beinahe die Kontrolle über seinen Wagen, so daß er auf den Grünstreifen geriet. Dann gab er Gas und zog davon. Linus steuerte den nächsten Parkplatz an und klemmte das Fenster wieder hinein.

Kurz hinter Nürnberg stand plötzlich der Verkehr still. Erst nach einer guten Stunde ging es wieder vorwärts, und von dem offenbar

schweren Unfall, der hier stattgefunden hatte, waren nur noch ein dunkler Fleck und ein paar Scherben zu sehen.

Linus war noch nie zuvor in Regensburg gewesen. Dank seiner unglücklichen Angewohnheit, erst an Ampeln oder während der Fahrt auf Karten und Stadtpläne zu gucken, nahm er gleich hinter der Autobahnabfahrt die falsche Spur und geriet voll in den dichten Mittagsverkehr der Stadt. Im entscheidenden Moment hatte ihm dann auch noch ein LKW den Blick auf die Hinweisschilder verstellt.

Er fluchte und sah resigniert auf die Uhr, es war bereits halb zwölf, die Konferenz hatte schon vor über einer Stunde begonnen, und gleich würde laut Ablaufplan eine zweistündige Mittagspause eingeschoben.

Endlich konnte Linus rechts auf einen Parkstreifen fahren, um in Ruhe den Stadtplan zu studieren. Eigentlich war Regensburg gar nicht so groß, daß er es für möglich gehalten hätte, sich zu verfahren. Alles, was er von der Stadt wußte, war, daß es sich um eine sehr konservative und katholische, bayerische Provinzstadt handelte. Dementsprechend gering fiel seine Neugier auf diese Stadt aus. Er hoffte nur, wenigstens einige alte Kirchen bestaunen zu können.

Sein Magen knurrte. Er schätzte mit einem prüfenden Blick auf den Stadtplan und die Umgebung, daß es von hier bis zum Rathaus, wo die Konferenz stattfand, höchstens zehn Minuten zu Fuß sein dürften.

So beschloß er, daß er sich das Vormittagsprogramm mitsamt dem angebotenen Mittagessen schenken und stattdessen lieber zwei Stunden durch die Altstadt laufen würde. Irgendeinen Kiosk oder ein Schnellrestaurant, wo es Pommes und Currywurst gab, ließe sich dabei ja wohl auftreiben.

Er fuhr auf den nächsten Parkplatz und machte sich mit einer Schreibmappe für die Konferenz und einem Stadtplan auf den Weg. Mächtig erhoben sich die gotischen Domtürme über die Altstadt, sie wiesen ihm auch den Weg zum Rathaus. Zwischen einigen alten Kirchen hindurch ging er auf einen sehr schlichten und alten Turm zu, der durch ein Schild als »Römerturm« gekennzeichnet war.

Dann waren also schon die alten Römer hier gewesen, dachte er und kramte in seinem hinsichtlich der Antike dürftigen Geschichtswissen. Als Westfale wußte er natürlich, daß die Römer irgendwann um Christi Geburt herum im Ostwestfälischen vernichtend geschlagen worden waren. Auch war er mit der Schulklasse im Römisch-Germanischen Museum in Köln gewesen. Dunkel erinnerte er sich, daß die Römer bis an Rhein und Donau gelangt waren und mehr oder weniger dazwischen ein Schutzwall namens Limes gebaut worden war. Das war es dann aber auch schon.

Linus sah an dem dunklen Turm hinauf und wieder herab. Welche Steine davon wohl wirklich noch aus der Römerzeit stammten?

Er wollte nicht schon jetzt in die Nähe des Rathauses und hob sich den Dom für später auf. So bog er nach links ab und lief die Maximilianstraße entlang. Es herrschte lebhafter Verkehr, und Linus staunte über die vielen alten Bürgerhäuser, die gut erhalten und restauriert waren.

Da schossen plötzlich direkt vor ihm zwei Mountainbikefahrer um die Ecke und rasten auf dem Gehweg auf ihn zu. Linus sah noch den Schreck in ihren Augen. Mit einem abgebrochenen Schrei, der wohl so etwas wie »Aufpassen!« hätte werden sollen, warf Linus sich links an die Mauer, während die beiden Teenies an ihm vorbeisausten und ihn dabei um einige Zentimeter verfehlten. Linus knallte hörbar mit dem Kopf an die Steine und seine Brille und die Schreibmappe flogen im hohen Bogen auf den Gehweg. Leicht benommen sah er den beiden apokalyptischen Fahrradreitern

hinterher, die noch schnell ein »Tschuldigens!« gerufen hatten und sich nicht einmal mehr umsahen.

Fluchend bückte Linus sich nach der Brille, da wurde ihm schwarz vor Augen, und er sackte rückwärts an die Mauer...

*Drei wilde Reiter auf großen schwarzen Rössern gallopierten dicht an ihm vorbei, lanzenschwingend. Unscharf konnte Linus zahlreiche Sklaven und Viehhändler auf der anderen Straßenseite stehen sehen, die besorgt zu ihm herübersahen. Seine Tunika war an der Fibel ausgerissen, und der Helm war scheppernd auf das Pflaster geknallt. Peinlich, peinlich. Ein großer stämmiger Legionär stand schließlich vor ihm, er sah nur die Störche auf seinem Schild. »Oh, wohl zuviel vom guten Wein gekostet?« fragte der Kerl lachend, aber immerhin freundlich. Er streckte ihm den Arm hin und zog ihn wieder hoch.*

Als Linus die Brille wieder aufsetzte, war der Legionär ein freundlicher und großer Wachtmeister, mit kräftigem Schnauzbart. »Kanns ich Ihnen helfen?« fragte er noch einmal sehr bayerisch. Linus sah ihn nur verdutzt an.

»Ich bin mit dem Kopf da an die Mauer geknallt, da waren zwei irre Radfahrer - und die Reiter«, stotterte er unsicher.

»Sie blutens joa!«

Der Schutzmann musterte Linus skeptisch und besorgt. Linus fühlte eine beachtliche Beule über der linken Schläfe, darunter hatte er sich noch eine kleine Schürfung zugezogen.

»Es geht schon, danke«, sagte er nur, denn er wollte den Schutzmann gerne schnell loswerden. Was war bloß passiert?

»On dea altn Römamauer hat sich scho a mancher den Kopf gestoßen, aber kaputt hatts keina kriegt!« lachte der Wachtmeister laut und freute sich sichtlich über seine Formulierung. Dann ging er seines Weges, nicht, ohne sich noch mehrmals besorgt nach Linus umzusehen.

Der aber blieb noch eine ganze Weile stehen, betastete seine Beule und betrachtete verblüfft die Mauer, an die er geschlagen war. Es waren riesige Quader, und tatsächlich schien dies ein Überrest einer alten römischen Mauer zu sein. Er schlug den Stadtplan auf und fand sie sofort: »Römische Stadtmauer«. Irritiert sah er an sich herab. Er hatte keine zerissene Tunika an, sein Mantel war noch heil, nur schmutzig. Auf dem schnellsten Wege wollte er jetzt in sein Hotel, so konnte er ja nicht bei der Konferenz erscheinen. Außerdem wollte er sich ja noch den Dom ansehen und die Donaubrüken. Das würde er sich für morgen vornehmen, bevor er nach Dresden zurückfahren mußte.

Er lief mit ausholenden Schritten in Richtung Hotel, aber die Römer gingen ihm nicht aus dem Kopf. War das eine Gehirnerschütterung? Oder wurde er schlichtweg bescheuert? Er drehte sich noch einmal um und sah zu der alten wuchtigen Mauer zurück, auf der anderen Straßenseite standen nur geparkte Autos, Stoßstange an Stoßstange. Keine Spur von Viehhändlern und Sklaven. Wie kam er überhaupt auf Sklaven?

Linus brauchte jetzt so schnell wie möglich eine heiße Dusche, besser noch ein Bad. Und einen doppelten, kräftigen Cognac.

Unter der Dusche kniff er immer wieder die Augen zu, um auszuprobieren, ob er noch einmal eine Halluzination mit irgendwelchen mittelalterlichen Figuren haben würde. Die Sache war ihm nicht geheuer. Ellen würde er davon besser nichts erzählen. Nachdem er sich wieder angekleidet hatte und fertig an der Zimmertür stand, fiel ihm der Cognac ein, den er sich unten an der Rezeption hatte geben lassen. Ein Glas und das kleine Fläschchen standen auf dem Tisch im Zimmer. Es widerstrebte ihm, ihn zu sich zu nehmen, er trank sonst keinen Alkohol am hellichten Tage, zumal, wenn er danach noch zu arbeiten hatte. Er griff sich an den Kopf, im Haar hatte sich eine feste Kruste gebildet, und oberhalb der



Schläfe hatte er sich der Spiegelverkehrung zum Trotz mit viel Aufwand und im dritten Versuch ein Pflaster aufgeklebt. Es tat immer noch weh, sein Schädel brummte. Also brummte er auch und schenkte sich den Cognac ins Glas. »Auf Deine Gesundheit«, prostete er dann seinem Großhirn zu und kippte den guten Tropfen in einem Ansatz hinunter. Dann verließ er hustend sein Zimmer. Ein Blick auf den Ablaufplan verriet ihm, daß er den wesentlichen Teil der Tagung eigentlich schon verpaßt hatte. Belustigt und beschwingt stellte er fest, daß ihn das überhaupt nicht störte.

Noch den ganzen nächsten Tag verbrachte er in dem schlecht belüfteten und zwielichtigen Saal, in dem ein Redner nach dem anderen sich und seine Meinung über die Auswirkungen der künftigen Stromdurchleitungsrechte auf die europäische Energiewirtschaft ausbreitete. Linus machte artig ein paar Notizen, sammelte die ausgelegten Manuskripte und Kurzfassungen ein und gab sich in den Pausen dem üblichen fachlichen und pseudofachlichen Smalltalk hin. Aufgrund einer fast hitzigen Diskussion um ein Problem, das Linus überhaupt nicht als Problem ansah, zog sich die ganze Veranstaltung schließlich noch bis zum Abend hin. Draußen hatte inzwischen ein ganz leiser, feiner Schneefall eingesetzt.

Durch ein schräggestelltes Fenster konnte man gegen den angestrahlten Dom sehen und auch auf kleine Schneefloken, die ganz still am Fenster vorbeiflogen. Dieser Winter schien kein Ende nehmen zu wollen. Ein Blick auf die Uhr, und er entschloß sich, jetzt einfach abzufahren. Heute nacht noch bis Dresden zu kommen, könnte schwierig werden.

Der Wagen war schon ganz weiß, aber den lockeren Pulverschnee konnte er mit einem Tuch von den Scheiben fegen. Es war jetzt halb zehn, und er bedauerte bereits, auf der Tagung nicht noch einen Kaffee getrunken zu haben.

Als er sich in den Sitz fallen ließ und die Tasche auf den Beifahrersitz gelegt hatte, mußte er gähnen. Keine gute Voraussetzung für die vierhundert Kilometer bis Dresden. Doch er würde mehrere Pausen einlegen und auch sicherlich noch irgendwo Kaffee bekommen. Schnell und problemlos war er aus der Stadt heraus und auf dem Zubringer zur Autobahn. Er drückte am Radio herum, aber der einzige Sender, den er klar einstellen konnte, spielte tatsächlich bayerische Volksmusik. Passabel war auch noch der Empfang eines Technosenders. Also drehte er das Ding kurzentschlossen wieder aus. Das Kassettenenteil war mal wieder kaputt. Mit einem fürchterlichen Bandsalat hatte das grausige Gerät einen beträchtlichen Teil seines Lieblingsliedes, »The Show Must Go On« von Queen, in sich hineingefressen. Damit war diese Show wohl beendet.

Kurz vor Hof wurde das Schneetreiben dichter. Hier war schon alles verschneit, und ab und an blinkten die gelben Lichter eines Winterdienstes an ihm vorbei. Er fuhr langsam, denn die Fahrbahn schien glatt zu sein, und starrte in die Schneefloken, die von den Scheinwerfern seines Wagens aufgesogen wurden. Der kleine Renault war für solches Wetter offensichtlich nicht gebaut, die Heizung war viel zu schwach. In den Füßen und Beinen hatte Linus schon bald kein Gefühl mehr. Wenigstens konnte er im Dunkeln nicht sehen, daß er bereits blaue Finger hatte. Und ihm blieb auch verborgen, daß der Schnee, der beim Einsteigen auf den Beifahrersitz geweht war, immer noch nicht geschmolzen war. Sonst hätte er sich wahrscheinlich ernsthafte Sorgen gemacht.

Irgendwo oberhalb der Pedalen zog es eisig hinein, obwohl er in weiser Vorahnung alte Stuhlkissen in die Handschuhfächer gestopft hatte. Zweihundert Kilometer hatte er noch vor sich, und wieder begann irgendeine dieser unzähligen Baustellen. Immer wenn er

schneller als 60 fuhr, geriet er ins Rutschen, bis er es schließlich resigniert bei 50 beließ. Plötzlich sehnte er sich wieder nach einem heißen Kaffee.

Gleichzeitig fiel ihm ein, daß es im Osten noch kaum Raststätten gab, allenfalls ein paar Imbißbuden auf Parkplätzen, aber die hatten alle längst geschlossen. Er gähnte und schaute auf die Uhr. Zwei Uhr. Der Schneefall war noch der gleiche wie vor zwei Stunden. Er dachte über seine Müdigkeit und seine Kondition nach. Dabei wuchs der Wunsch nach Kaffee in seinem Kopf allmählich ins Unermessliche. Er blinzelte lange in das Schneegestöber in den zwei Lichterkegeln. Da stand er plötzlich auf einer großen weißen Untertasse. Weil er direkt neben dem anmutig geschwungenen Henkel stand, schwang er sich an diesem kurzentschlossen oben auf den Rand der riesigen weißen Tasse und schaute staunend über den goldenen Rand in den tiefen, duftenden und dampfenden hellbraunen Kaffeesee. Milch war schon drin. Bei dem Versuch, sich innen am Rand vorsichtig herunterzulassen, rutschte er ab und stürzte in die braune, heiße Flut...

*...da brach mit einem Krachen die hintere Radnabe. Laelia schrie kurz auf, faßte sich aber sofort wieder, als der Wagen stillstand. Asgat sprang in den hohen Schnee. Er fluchte wie ein Parther. Flavius prüfte mißtrauisch die Umgebung. Sie waren noch nicht auf der Paßhöhe angekommen, und hungrige Bären oder Wölfe waren noch das geringere Problem, das ihnen hier drohte. Viel schlimmer waren die räuberischen Selasserhorden, von denen man sich auf beiden Seiten der Alpen die grausigsten Geschichten erzählte. Und diese fielen ihm jetzt ausnahmslos alle, und alle gleichzeitig ein. Nachdem er das Schwert und den Speer griffbereit auf den Sitz gelegt hatte, sprang er ab, um Asgat zu helfen. Der hatte schon das Langholz unter den Wagen gekantet, so daß sie das Rad abnehmen konnten. Mistalpen, dachte Flavius, dem vor allem die stundenlange Unterkühlung zu schaffen machte. Er stemmte mit aller Kraft das Holz hoch genug, um Asgat an die Achse heranzulassen. Skeptisch schaute er dabei in die vollkommene Dunkelheit der Nadelwälder rechts und links des Weges.*

Ein kräftiges Schlingern und der Ausbruch des Hecks schreckten Linus auf. Blitzschnell trat er die Kupplung, ging vom Gas, und die tiefen Spurrillen in der Fahrbahn fingen den Wagen wieder ein. Er mußte eingnickt sein. Der Schrecken fuhr ihm in alle Glieder, und er holte tief Luft.

Jetzt war er hellwach. Er spürte seinen Herzschlag im Hals. Sekundenschlaf war so ziemlich das Letzte, was Linus sich als Todesursache wünschte, und schon gar nicht in seinem Alter. Auf dem nächsten Parkplatz brachte er seinen Kreislauf in Schwung, indem er ums Auto herumstapfte. Mißmutig schlürfte er seine letzte Dosencola, die geöffnet in der Seitentür gestanden hatte und schon längst gänzlich ohne Kohlensäure war. Er dachte unwillkürlich an Bären, Wölfe und Räuberbanden, die das Reisen in grauer Vorzeit gefährlich gemacht hatten. Aber diesen Gedanken schob er schnell wieder beiseite, schließlich hatte er genug Probleme mit Eis, Spurrillen und gräßlicher Cola. Doch immer wieder wanderten seine Gedanken ab: Alpenpässe, Räuber, Wölfe und Bären...

Kurz vor Chemnitz, er passierte gerade die Abfahrt Wüstenbrand, startete er einen erneuten Versuch, das Radio anzustellen. Dabei ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er sich nicht vorstellen konnte, daß in dem Ort mit diesem sinnesschweren Namen auch normale Leute leben könnten. Endlich ein klarer Sender, Linus stellt das Gerät laut. MDRLife: Cindy grüßt Maik. Er soll unbedingt zurückkommen, obwohl er sie geschlagen hat, denn sie hat ihn doch noch sooo lieb.

Linus haßte diese Grußendungen. Er schaltete um. Höreranrufe. Zwar keine Grüße, aber so eine Art Sorgentelefon: Mandy glaubt,

daß ihr Ronny sie mit ihrer Mutter betrügt. Jetzt vermißt sie seine Fesselspiele.

Neuer Versuch: Deutschlandfunk aus Köln. Kurz kommen bei Linus Heimatgefühle auf. Doch es wird gerade eine Nachmittagsendung wiederholt, Neues Irisches Theater, mit Originaleinspielungen. Linus gab es auf. Er überlegte, wie er an ein neues Kassettengerät kommen könnte. Aber der Ärger über das Radioprogramm hatte ihn immerhin soweit abgelenkt, daß er jetzt schon kurz vor Dresden war.

## Der Auftrag

Im allertiefsten Mittagstief merkte Linus, daß er sich kaum noch auf seine Arbeit konzentrieren konnte.

Da öffnete sich die Tür einen Spaltbreit, und Lambert Keitel steckte den Kopf hindurch. »Störe ich?«

»Nur herein«, erwiderte Linus, »ich komme hier sowieso nicht weiter.«

»Was ist denn los?« fragte Lambert und schloß die Tür hinter sich. »Nichts Besonderes. Aber ich soll den Termin und die Räumlichkeiten für so eine Agrarfachtagung mit den Bauernverbänden klarmachen, und die meisten, die ich anrufen muß, sind nicht da, oder es ist ständig besetzt.« »Das Übliche also«, lachte Lambert und setzte sich auf den Stuhl, der schräg gegenüber von Linus' Schreibtisch stand.

»Ich muß schon den ganzen Tag Bürgerbriefe beantworten, einer noch unsinniger als der andere. Einer behauptet, seine Wohnung würde abgehört, vor einigen Wochen wäre ein Handwerker unter einem Vorwand gekommen und hätte in allen Wohnungen des Hauses große Abhörwanzen an den Heizkörpern angebracht.«

»Dem werden wir wohl eine psychologische Beratungsstelle ans Herz legen müssen, oder was meinst du?« fragte Linus halb belustigt, halb bedrückt. Viele der Zuschriften, die sie bekamen, hatten etwas dermaßen Skurriles, daß man herzhaft lachen konnte. Aber andererseits verbargen sich dahinter meist verwirrte, geistig gestrandete und zutiefst unglückliche Menschen, denen sie in aller Regel auch nicht helfen konnten. Manchmal versuchten sie dem Problem auszuweichen, indem sie erst einmal gar nicht antworteten.

»Ich hätte auch lieber gar nichts gemacht. Aber Horst meint, wir müssen uns des armen Kerls annehmen. Aber nicht etwa, indem wir den Psychologischen Dienst einschalten, sondern das BKA.«

»Was willst du denen denn schreiben? Ob sie vielleicht gar selbst die Wohnungen abhören? Und warum sie die Wanzen so offensichtlich an die Heizungen schrauben? Oder, daß sie prüfen sollen, ob eine Abteilung der Stasi versehentlich noch nicht aufgelöst wurde und sich mit einer Heizungsablesefirma zusammengeschlossen hat?« feixte Linus.

Lambert seufzte nur. Er konnte nicht darüber lachen, schließlich war er es, der sich da blamieren sollte. »Bleib tapfer«, versuchte Linus ihn aufzumuntern. »Mir geht es nicht besser. Ich habe dir doch von dem Kerl erzählt, der in einem unterirdischen Tunnelsystem alle deutschen Großstädte miteinander verbinden will, mit so einer Art Güter-Transrapid. Und den Strom dafür will er aus einem Perpetuum Mobile beziehen, das er gleich dazu entwickelt hat. Das wollte ich ja auch bloß meiner Kuriositätensammlung einverleiben und vergessen. Aber jetzt hat Heimler angeordnet, daß wir das Genie einladen und uns seine Idee vor mindestens drei Abgeordneten und drei Beratern vorstellen lassen. Ist das besser?«

Jetzt konnte Lambert wieder grinsen.

»Hör mal, hast du morgen Abend Zeit?« Linus nickte.

»Ich wollte dich mal in die Semperoper einladen. Morgen wird die Zauberflöte gegeben, und ich habe zwei Karten von Bernd Honigsand bekommen, dem Journalisten. Und hinterher gehen wir noch gut essen.«

Linus staunte nicht schlecht. Zwar gab es im Kollegenkreis ab und an einen Kaffee, aber so ein Angebot war schon selten. Vielleicht wollte Lambert ja auch einen kleinen Gefallen von ihm. Er freute sich jedenfalls und nickte heftig. »Klar, sollen wir direkt nach dem Dienst in die Oper? Wenn wir morgen etwas länger machen, lohnt es sich für mich nicht, vorher noch nach Hause zu fahren.«

»Gut, wir können ja vorher hier noch auf einen Kaffee in die Kantine gehen. Das Stück beginnt schon um sieben.«

Linus freute sich. Er war zwar kein großer Opernkenner, aber es war ihm manchmal schon peinlich, daß er, nachdem er jetzt schon fast zwei Jahre hier lebte, noch nicht in der Semperoper gewesen war. Klassische Musik hörte er seit einigen Jahren sehr gerne und immer öfter. Nachdem er sich eine ganze Sammlung ultrabilliger Compactdiscs zugelegt hatte, mit allen möglichen Opernquerschnitten, Konzerten und Sinfonien, hatte er inzwischen auch einen halbwegs brauchbaren Überblick über die wichtigen Komponisten. Jetzt wußte er wenigstens, was er gerne hörte, und stand nicht mehr ganz so dumm und hilflos vor den Regalen der Klassik-Abteilung in den Musikgeschäften.

Er sah auf die Uhr und stellte fest, daß er sich schon wieder beeilen mußte, um den Bus noch zu erwischen. Der Wagen befand sich mal wieder in der Werkstatt, diesmal waren die Stoßdämpfer den ostdeutschen Straßen zum Opfer gefallen. Linus vermutete manchmal, die Autoindustrie würde heimlich alles daran setzen, daß die Straßenverhältnisse hier so blieben. Buckelpisten und Waschbrettbeläge, die schon seit Jahrzehnten immer nur geflickt wurden, trugen dazu bei, daß die Autos nicht sonderlich alt wurden, sich Schrauben losrüttelten, Auspuffe abbrachen und Radlager, Achsen und Stoßdämpfer zum Verkaufsschlager jeder Werkstatt avancierten. Jetzt verstand Linus auch, warum Trabbis zusätzlich auf Blattfedern gelagert waren, nicht nur auf Stoßdämpfern, den hochentwickelten, sensiblen Schöpfungen der asphaltierten Neuzeit.

Hastig zog er sich das Jackett und den Trenchcoat über, griff nach dem Koffer und lief aus dem Haus. Er benötigte etwa drei Minuten bis zur Haltestelle am Bahnhof Mitte. Auch diese Gegend war, wie eigentlich die ganze Friedrichstadt, noch eine große Kriegswunde. Hier hatte sich der Ausgangspunkt des großen Bombenteppichs befunden, von hier aus waren die Bomberverbände in einem spitzen Winkel wie über ein riesiges Kuchenstück nach rechts und links ausgeschwärmt, um die ganze Innenstadt, die weltweit einzigartige Barockpracht und die zusammengedrängten Menschen und Flüchtlinge in Feuer und Asche zu verwandeln.

Der ehemalige Bahnhof Mitte, auf halber Strecke zwischen dem Hauptbahnhof und dem Neustädter Bahnhof, existierte gar nicht mehr. Ein alter Wasserturm für die Dampflokomotiven stand noch an den Gleisen, sonst waren nur in realsozialistischer Tristesse Bahnsteige wiederhergestellt worden, die nicht einmal überdacht waren. Hier hielten die S-Bahnzüge, und an der Straße unterhalb des hohen Bahndamms, der sich durch die ganze Stadt zog, hielten eine ganze Reihe von Straßenbahn- und Buslinien. Leider gingen die Busse für Linus nur alle sieben Minuten. Dazwischen fuhr seine Linie zwar auch, aber nur bis Cossebaude, und die letzten zwei Kilometer ging man bei sommerlicher Hitze, Regen oder Kälte natürlich nicht gerne zu Fuß.

Mindestens zwanzig Menschen standen noch an der Haltestelle und warteten, der Bus war also wohl noch nicht gekommen. Der Berufsverkehr war heute besonders schlimm. Tatsächlich traf der Bus erst nach ungefähr zwanzig Minuten ein, und der Fahrer hatte es sichtlich eilig. Linus entwertete seine Karte und setzte sich nach hinten, wo noch einige Plätze frei waren. Dann suchte er einige Unterlagen aus seiner Tasche, die er in Ruhe studieren wollte. Untätigkeit konnte er nicht ausstehen, auch wollte er nicht die ganze Zeit sein Gegenüber anstarren oder aus dem Fenster das Verkehrschaos beobachten. Sein Gegenüber jedenfalls, eine dicke, ältere Frau, mit groben Stiefeln und einem alten Mantel, sah die ganze Zeit Linus an, allerdings so, als sehe sie durch ihn hindurch. Sie hatte einen deutlich sichtbaren dunklen Oberlippenbart und trug ein Kopftuch. So stellte Linus sich eigentlich russische Bäuerinnen vor. Er vertiefte sich in seine Papiere, die Entwürfe für einen

verkehrspolitischen Antrag zur Förderung des Öffentlichen Personennahverkehrs.

Etwa eine halbe Stunde später, nachdem der Bus sich mühsam durch die Staus an den Ausfallstraßen gekämpft hatte, erreichten sie Cossebaude. Jetzt waren es nur noch fünf Minuten, dann war er zu Hause. Nur die lange Treppe den Hang hinaufsteigen mußte er dann noch. Das nahm er in Kauf, dafür wohnte er auch nicht an der lauten Straße und konnte die schöne Aussicht über das Elbtal genießen.

Doch der Bus bog plötzlich ab, schon wieder, dachte Linus. Erst vor einigen Tagen mußte er in Cossebaude aussteigen, weil der Bus schon hier umdrehte. Er war sich nicht ganz sicher gewesen, ob er nicht vielleicht in den Bus eingestiegen war, der nur bis hierher fuhr. Aber heute war er sich ganz sicher, daß er in dem Bus saß, der laut Fahrplan und Schild bis zur Endstation fuhr. »Ist das nicht der Bus, der bis Niederwartha fährt?« fragte er nach vorne. Der Fahrer drehte sich nicht einmal um und muffelte nur: »Geht heute nicht.« Ein altes Mütterchen, das mit ihm ausstieg, sagte nur, als sie Linus Unmut bemerkte: »Das macht der öfter. Wenn er spät dran ist. Damit er Feierabend kriegt.« Dann humpelte sie murrend davon.

Linus konnte es nicht fassen. Schließlich war er auch spät dran, gerade weil der Bus Verspätung hatte! Jetzt sollte er auch noch zwei Kilometer bis nach Hause laufen, weil der Busfahrer glaubte, endlich Feierabend haben zu müssen. Sauer, und schon über ein Beschwerdeschreiben nachsinnend, ging er den staubigen, buckligen Sandweg bis nach Hause.

Ellen hatte längst Kaffee aufgesetzt, der inzwischen schon ein wenig bitter geworden war. Linus' Geschichte mit dem Bus, der nicht bis zur Endstation fuhr, weil er Verspätung hatte, hob ihre Laune nicht gerade. Sie kam sich hier ohnehin schon ein bißchen verloren und begraben vor. Eine miserable Busverbindung in die Stadt mit Busfahrern, die nur so weit fuhren, wie sie Lust hatten, machte die Vorstellung, hier fortan zu leben, nicht gerade erträglicher.

Sie freute sich aber für Linus, als sie hörte, daß er mit Lambert in die Oper gehen würde. Zusammen hatten sie es noch nicht geschafft, weil sie keinen Babysitter hatten oder kannten und trotz der moderaten Eintrittspreise ihr Ostgehalt nicht gerade zum Ausgehen einlud. Außerdem paßte Ellen ihr schönes Kleid nicht, weil sie schwanger war, und sie hatte auch Angst, daß ihr schlecht werden könnte. Linus versprach, demnächst mit ihr in die Oper zu gehen, wenn ihre Eltern zu Besuch kämen.

Besonders schick angezogen hatte er sich nicht, Jackett und Krawatte, die er zum Dienst sowieso meistens trug, sollten reichen. Lambert war zwar auch nicht auffallend gut angezogen, Linus bemerkte aber, daß er seinen maßgeschneiderten, etwas biedereren, grauen Anzug trug. Bis gegen halb sieben saßen sie noch in der tristen neonbeleuchteten Kantine der Parteizentrale und erzählten sich die Neuigkeiten des Tages. Dann gingen sie langsam hinüber in die Oper, die nur wenige Minuten entfernt lag.

Es war fast dunkel, und schon vor dem Eingang lag eine angespannte Feierlichkeit in der Luft. Junge Männer in feinen Anzügen versuchten noch, Karten zu bekommen, Damen im Abendkleid warteten auf ihre Begleitung. Aber nicht nur die gelifteten Suffragetten und Möchtegerndamen stolzierten in die Oper, auch ganz normale Menschen, wie sie einem als Passanten in der Fußgängerzone begegnen. Lambert war schon mehrmals hier gewesen. »Zweiter Rang Mitte, das sind für mich die schönsten Plätze. Da hat man das ideale Raumgefühl für diese hohe, runde Tonne. Außerdem sieht man den Kronleuchter viel besser als vom Parkett aus«, schwärmte Lambert. Sie stiegen Treppen hinauf, es ging höher und höher. Schon der Eingangsbereich vor den Treppenhäusern war kolossal. Linus kannte ihn bisher nur aus einer

Bierwerbung, allerdings wurde hier nur Sekt und Champagner gereicht. Alle Wände waren in verschwenderischer Aufwendigkeit bemalt. Lambert zeigte im Vorübergehen kurz auf die Marmorsäulen. »Alles nur bemaltes Holz. Echter Marmor wäre wahrscheinlich billiger.« Linus befühlte den Marmor, der sich tatsächlich nicht wie Stein anfühlte. Jetzt waren sie an ihren Plätzen angelangt.

Der ganze Raum war angefüllt mit Raunen, Tuscheln, Husten und den geheimnisvollen Lauten aus dem Orchestergraben, den man von hier oben gut einsehen konnte. Sie saßen in der zweiten Reihe im dritten Rang. Tatsächlich konnte man von hier nicht nur das Opernhaus selbst bewundern, sondern auch die Bühne sehr gut sehen. Ganz rechts und links standen einige Zuschauer, um nicht nur auf den Hörgenuß beschränkt zu sein. Beeindruckt betrachtete Linus den riesigen Kronleuchter. Er stellte sich vor, wieviele Tote es wohl gäbe, wenn das riesige Kunstwerk ins Publikum hinunterfallen würde. »Der ist über vier Meter breit und wiegt fast zwei Tonnen. Und 258 Lampen sind dran«, raunte Lambert ihm zu, der wohl erraten hatte, welche Fragen sich Linus beim Anblick des Leuchters gestellt hatte.

Dann setzten sie sich ruhig in ihre Sitze. Linus wollte sich gerade noch einmal die Nase putzen, da verdunkelte sich der riesige Leuchter, und die Orchesterlaute verstummten. Der gobelinartige Schmuckvorhang mit dem aufgemalten Faltenwurf hob sich, ein letztes Hüsteln, Rascheln und Niesen, dann stand der Dirigent leicht erhöht vor dem Orchester und verneigte sich. Es war jetzt so still, daß Linus glaubte, er könnte ein Seufzen unter den Musikern hören. Der elegante, grauhaarige Dirigent hob seinen Taktstock und eröffnete die Ouvertüre.

Linus rückte vor und stützte sich mit den Ellbogen auf die Lehne des Vordersitzes. So wollte er den Anblick des ganzen Raumes voll auskosten. Die beiden Damen vor ihnen waren ebenfalls ans Geländer vorgerückt und sahen über die Brüstung hinunter ins Parkett. Er lauschte ehrfurchtsvoll. Da juckte ihm das linke Auge, dann das rechte. Er fühlte vorsichtig mit den Fingern an den Schlitz in der Lehne. Tatsächlich entquoll ihnen ein ganz feiner Luftstrom. Das war also die teure, aufwendige und raffinierte leise Lüftung der Oper. So mußte er sich dann eben doch in seinen Sitz zurückfallen lassen.

Linus sah flüchtig zu Lambert hinüber, doch der saß kerzengerade und steif auf seinem Sitz und starrte nur entrückt auf die Bühne.

Die Ouvertüre war beendet, und in aufbrausendem Beifall ging der eigentliche Vorhang auf und gab den Blick frei auf das Bühnenbild. Die Sängerin schien sehr hübsch zu sein, und Linus bedauerte ein wenig, daß er kein Opernglas besaß. Sein Feldstecher war ein schweres Riesending, mit dem hätte er sich wahrscheinlich ordentlich blamiert. Also rutschte er ein wenig tiefer in den Sessel und schloß die Augen, das modernistische und schlichte Bühnenbild war ohnehin kein Augenschmaus, und so genoß er den ersten Akt. Immer versuchte er, einzelne Instrumente aus dem Orchester herauszuhören und zu identifizieren. Die zierliche Königin der Nacht versuchte er sich mangels Opernglas mit geschlossenen Augen vorzustellen.

Er war so in die Musik vertieft und voller Begeisterung über die exzellente Akustik des Raumes, daß er verblüfft feststellte, daß plötzlich alle um ihn herum aufstanden, um zur Pause in die Wandelhallen zu gehen. Lambert neben ihm schien allerdings die gleichen Probleme zu haben, nur mit geöffneten Augen. Linus mußte ihn anstoßen, um ihn ins Diesseits zurückzuholen. Er kam ihm merkwürdig vor,

und fast hätte er sich Sorgen gemacht, wenn Lambert nicht mit einem Ruck aufgestanden wäre und gesagt hätte: »Laß uns einen Sekt im Foyer trinken. Man kann von da ganz toll über den Theaterplatz schauen.«

Als Linus im dritten Akt noch einmal zu Lambert herübersah, erschrak er ein wenig. Auf der Bühne ertönte gerade das »Und der Hölle Rache kocht in meinem Herzen«. Die Stimme der kleinen Frau war gewaltig. Aber Lambert saß wie erstarrt, er stierte regelrecht auf die Bühne, und Linus war sich nicht sicher, ob seine Blicke und seine Gedanken auf das Opernstück gerichtet waren oder ganz woanders hinwanderten.

Linus nahm sich vor, Lambert nicht darauf anzusprechen. Er spürte mal wieder, daß mit Lambert irgend etwas nicht stimmte. Aber er war ihm sehr sympathisch, und Linus wollte nicht bohren und stochern. Vielleicht wirkte er nur ein wenig geheimnisvoll, weil er so verschlossen war, niemals mit jemandem über sich sprach.

Sie hatten keine Lust auf große Fußmärsche, also ging es, nachdem die Vorstellung beendet war, ins Opernrestaurant, beide mochten gerne Steaks, und die waren hier sehr gut.

Nachdem sie sich ein wenig über das Stück und das Opernhaus ausgetauscht hatten, begann Lambert herumzudrucksen. Schließlich begann er: »Ich hab da übrigens was für dich, Linus.« Also doch eine Bitte, dachte Linus und nickte Lambert gespannt zu.

»Du weißt ja, daß ich unter anderem Geschichte studiert habe. Horst hat mich gebeten, für das Parteiarchiv eine Arbeit zu erstellen. Er möchte zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte, daß ich ihm was über die ehemaligen Stasi- und Parteigrößen schreibe und zusammenstelle. Das ist zwar ziemlich interessant, aber zum einen vertraulich, weil manche dahinter vielleicht sonstwas vermuten könnten, zum andern aber auch eine irrsinnige Arbeit, weil man ja für jeden Furz in irgendein Archiv rennen muß. Wenn's dich interessiert, kannst du dich an den Archivrecherchen beteiligen. Geld winkt wie immer keins, aber ich sorge schon dafür, daß du abschließend als Co-Autor oder so erwähnt wirst. Und vielleicht interessiert es dich ja auch, so rein historisch, meine ich.«

Linus hatte Schlimmeres erwartet. Hilfe beim Umzug vielleicht. Er empfand es eher als ein Angebot als eine Bitte. »Gerne, Lambert. Ich hoffe nur, daß mich dabei nicht der Haß auf dieses Pack zu sehr aufregt. Und ich werde natürlich auch nicht ständig für dich ins Archiv rennen können.«

»Ach, was. Ich bin schon froh, wenn du mir den einen oder anderen Gang abnimmst. Wenn du willst, gebe ich dir morgen die ersten zwei Namen von Leuten und die Adresse des Archivs. Und du guckst dann einfach mal, was du dort über sie findest. Kopien sind nicht erlaubt, aber du kannst dir Notizen machen.«

Linus versicherte noch einmal, daß er gerne helfen würde, er freute sich schon auf diese Abwechslung.



## Entspannung

Das Freibad war ziemlich überfüllt. Ganz Dresden war bei der ungewöhnlichen Hitze in diesem Mai so oft wie irgend möglich in die Bäder und Seen der Stadt geflohen. Linus hatte heute früher Schluß gemacht. Der größte Teil seiner Arbeit war absolut sinnlos, und niemand hätte es gemerkt oder gestört, wenn so manches nicht erledigt worden wäre. Ohnehin verfolgte ihn seit einiger Zeit der Gedanke, daß keinesfalls eine Mehrheit der Menschen hier den Sinn seiner Arbeit und Aufgabe erkannte. Daß Demokratie auch bestimmte Strukturen benötigte, wie zum Beispiel Parteien, ein Parlament, Regierung und Opposition, Gewaltenteilung und Wahlen und obendrein noch aktive Demokraten, das glaubten hier nicht viele, die allermeisten interessierte es nicht einmal.

Heute wollte er jedenfalls versuchen, genau daran nicht zu denken. Bis zu seinem Sommerurlaub waren es noch einige Wochen, und er fühlte sich so erholungsbedürftig, daß er jetzt zumindest ein bißchen ausspannen wollte. Ellen hatte ihn dringend zu mehr Ruhe und zu weniger Terminen ermahnt, unter einer Migräneattacke hatte schließlich erst kürzlich die ganze Familie leiden müssen.

Amelie war mit Ellen im Kinderbecken, und die kleine Carlotta schlief pausbäckig im Kinderwagen. Jetzt sah sie ihrem Großvater noch ähnlicher als sonst. Linus mußte einmal kräftig an ihrem Kopf riechen, er liebte diesen Babygeruch. Es war eine schwierige Geburt gewesen, Ellen war immer noch nicht wieder richtig fit.

Linus winkte ihr zu und entfernte sich mit dem riesigen Gummitier, einer Languste namens Auguste, in Richtung Stausee. Alle Gummi- und Haustiere hießen bei ihnen August oder Auguste, seitdem sie in Sachsen lebten, denn Amelie war von August dem Starken mächtig beeindruckt. Bei Stadtführungen für Bekannte und Verwandte erklärte Klein-Amelie mit ihren drei Jahren, in welchen Häusern der Sachsenkönig gewohnt hatte, und besonders faszinierte sie natürlich der Goldene Reiter, eine üppige Darstellung Augusts des Starken auf einem Roß, auf dem er Dresden in Richtung seines Königreiches Polen verließ.

Mit der langustenartigen Namensvetterin des alten königlichen Haudegens stieg Linus nun in den Stausee hinunter. Das Wasser war noch reichlich kalt, er spürte, wie seine Füße in knapp einem Meter Tiefe fast eine Kneippkur durchmachten, nur die obersten Zentimeter waren schon angewärmt. Er schob das luftgefüllte Krustentier zunächst eine Weile schwimmend vor sich her, dann schwang er sich auf seinen Rücken, legte den Kopf auf die kräftigen Kiefer, die Arme auf die mächtigen Scheren und ließ die Beine halb im Wasser baumeln.

Die Sonne brannte auf seinen Rücken. Das Ufer mit den vielen Badegästen war soweit entfernt, daß er nur das Plätschern seiner eigenen Füße hörte, ab und an rauschte ein Zug in der Ferne am See entlang. Besser konnte man sich nicht erholen. Linus dachte an seine Kinder, dachte an Ellen, dachte an die schöne Wohnung in der Villa am Hang und beschloß, glücklich zu sein.

Er schloß die Augen und lauschte dem leichten Plätschern der Wellen, die gegen Augustes Rumpf klatschten. Er freute sich schon auf den gemütlichen Grillabend, den sie für heute geplant hatten, und er merkte auch, daß er ziemlich müde war...

*...»Wach doch auf«, hörte er plötzlich und hob den Kopf. Er mußte eingnickt sein. Laelia funkelte ihn an: »Lade niemanden ein, wenn du nur schlafen willst. Asgat und Gundalf sind gerade angekommen, und sie sagen, daß sie riesigen Hunger mitgebracht haben.«*

*Flavius war es peinlich, fest eingeschlafen zu sein. Er hatte sich doch nur ganz kurz ausruhen wollen, denn der Ritt an den Limes hatte ihn ziemlich geschafft. Die trockene Hitze und die unzähligen*

Mücken hier in den endlosen Wäldern machten ihm mehr zu schaffen als den Einheimischen.

Schnell sprang er auf, rückte seine leichte Tunika zurecht und lief in den Keller, um eine Amphore des guten umbrischen Weins zu holen, der den besten Freunden und besonderen Gelegenheiten vorbehalten war.

Im ganzen Haus roch es schon verführerisch nach gebratenem Geflügel und frischem Liquamen, Laelia hatte offenbar schon mit der Zubereitung des Essens begonnen und ihn schlafen lassen. Er liebte sie sehr und hatte immer noch ein schlechtes Gewissen, daß er sie wegen seiner beruflichen Laufbahn und seiner Ideale eines großrömischen Reiches aller Völker mit nach Germanien genommen hatte, dem unwirtlichsten und unsichersten Rand des Reiches. Um so mehr freute es ihn, daß sie nun auch einheimische Freunde gewonnen hatten.

Asgat, der große rotblonde Raetier aus Vindobona hatte ihm geholfen, das Haus zu bauen. Er hatte Bärenkräfte, und seine ehrliche und humorvolle Art hatte Flavius sofort gefallen. Außerdem hatte Asgat ihn in die germanische Küche und in manche Bräuche eingeweiht und ihn in alle lohnenden Tavernen der Gegend geführt.

Im Gegenzug hatte Flavius ihn mit italischem Wein versorgt und ihm manche römische Spezialität kredenzt. Auch sah Flavius bei der Steuererhebung, die die Handwerker und Händler einmal jährlich traf, trotz seiner Korrektheit im großen und ganzen, bei Asgat nicht ganz so genau hin.

Gundalf, mittelgroß, schlank und dunkelbärtig, war der offizielle Kontaktmann und Sprecher der Einheimischen, wenn Probleme zwischen den Römern der Garnison und den Germanen in der Kolonie auftraten. Dabei stand Gundalf zwar fest vor seinen Leuten, machte aber auch keinen Hehl daraus, daß er vom römischen Bürgerrecht für sich und seine Familie träumte. Deshalb war sich Flavius auch nie ganz sicher, ob die vielen Aufmerksamkeiten und Bemühungen Gundalfs ihm gegenüber nicht auch diesem Ziel dienen sollten. Außerdem war es Flavius hierbei sowieso nicht möglich, Gundalf zu helfen, nur der Präfekt konnte dies entscheiden, und mit dem stand Flavius sich nicht gut. Als Legat des Präter peregrinus von Castra Regina, der für die Rechtsangelegenheiten zwischen Römern und Nichtrömern zuständig war, war Flavius schon mehr als einmal mit ihm aneinandergeraten, weil er zu sehr auf Seiten der Germanen stand.

Aber auf Gundalfs Freundschaft konnte und wollte Flavius nicht verzichten, denn dessen Wissen über Länder und Völker des Nordens sowie Flavius' Kenntnisse über Rom und den Süden ergänzten sich wunderbar. Als Händler seltener Drogen und Gewürze war Gundalf schon viel und weit gereist, und er war überall bekannt und beliebt, weil er das beste Bier der Gegend braute.

Eines Tages würde Gundalf ihm die großen, geschichtenumwobenen Moore noch weit nördlich von Colonia Agrippina zeigen, auf die Flavius so neugierig war. Beide saßen sie nun in bester Laune auf der großen Holzbank, als Flavius mit dem Wein und vier Holzbechern hereinkam. »Du hast noch Schlaffalten im Gesicht, Römer!« dröhnte Asgat und strahlte, als er den Wein entgegennahm. Flavius lachte und wünschte sich im stillen, in den Schreibstuben der Präfektur würde auch diese rauhe Herzlichkeit herrschen.

Als Laelia mit dem Essen ins Zimmer stürmte und »Vorsicht, heiß!« rief, errötete Gundalf etwas, weil er Laelia so schön fand, und es ihm nicht immer gelang, rechtzeitig ihrem Blick auszuweichen.

In der Tat war Laelia eine außergewöhnlich schöne Frau, mit langem, fast schwarzem Haar und einer Figur, wie Samniterinnen

sie mit fast dreißig nur selten hatten. Ihre rehbraunen Augen, ihr mediterraner Teint und ihre schmalen Lippen ließen den armen Gundalf manchmal sogar von ihr träumen. Aber das hätte er natürlich nie jemandem erzählt. Und er war auch viel zu ehrenhaft, als daß er irgendwelche Annäherungen jemals ernsthaft in Erwägung gezogen hätte. So beschränkte er sich aufs Träumen und aufs Wegschauen und Erröten. Manchmal machte er ihr großzügige Geschenke, besonders hatte sie sich über eine üppige Bernsteinkette von ihm gefreut.

Es gab gebratenes Huhn mit Oliven, Zitronenscheiben und selbstgemachtem Liquamen, eine römische Gewürzpaste, für die die beiden Germanen ihre Götter verkauft hätten. Asgat langte kräftig zu und beteuerte, eine bessere Köchin gäbe es nördlich der Alpen nicht. »Eines Tages wird ganz Germanien mit Tavernen überzogen sein, in denen es italisches Essen gibt!« prophezeite er.

Und dann erzählte Asgat von seinen letzten Saufgelagen und von einer wüsten Schlägerei, die er im Frühjahr mit drei angetrunkenen Helvetern hatte, als er auf dem Paßweg römischen Legionären beim Bau einer Pferdestation half.

Die Helveter seien ihm nur deshalb überlegen gewesen, weil sie so entsetzlich nach Käse gerochen hätten, beteuerte er mit ernster Miene. Mit jedem Becher Wein lachten sie lauter, und jede neue Geschichte wurde unwahrscheinlicher als die vorhergegangene. Schließlich hub der sonst eher ernste und schweigsame Gundalf, den der Wein immer sehr verwandelte, an, zum hundertsten Mal sein Spottlied auf die Gallier zu singen. Der Text wechselte sich immer mit einer Melodie ab, die eher gerülpst statt gesungen wurde.

Flavius war jetzt gelöst und ehrlich genug, über seine Arbeit in der Präfektur lachen zu können. Dann gab er immer die peinlichsten Geschichten von seinem Präfekten zum besten. Asgat und Gundalf fühlten sich mal wieder bestätigt, daß die Römer völlig verrückt seien, mit ihren Verordnungen, Steuern und Melderegistern. Und nach acht Bechern schweren umbrischen Rotweins, der leider nicht warm genug war, konnte Flavius auch mitlachen. Asgat und Gundalf tranken den Wein wie die meisten Germanen sowieso lieber kalt, genauso wie ihr Bier.

Schon mit schwerer Zunge nahm er beim Verabschieden Gundalf das Versprechen ab, ihm noch vorm nächsten Winter die großen Moore zu zeigen. Gundalf schwor bei allen Göttern, daß er es nicht vergessen würde.

Aber angesichts der Schwere des Körpers und der Leichtigkeit des Geistes zu dieser vorgerückten und in Wein ertränkten Stunde konnte dieses Versprechen nicht viel bedeuten. Obendrein wußte Flavius sehr wohl, daß Gundalf von den Göttern nicht viel hielt, und das relativierte dieses Versprechen doch sehr. Glücklicherweise, wenn auch mit einem hartnäckigen Schluckauf schlief Flavius dicht an Laelia geschmiegt ein.

Nur zehn Tage später erschien ein feierlich gestimmter Gundalf abends bei ihm, Flavius erkannte sofort, daß es kein gewöhnlicher Besuch war und wartete gespannt, was der kultivierte Germane ihm zu sagen hatte. »Ich muß übermorgen weit nach Norden, der Gagel geht mir aus, auch das Moos gegen Erkältungen, und ich muß vorm Winter Nachschub herbeischaffen. Wenn du möchtest, nehme ich dich mit.« Als er sah, daß Flavius übers ganze Gesicht strahlte, fügte er hinzu: »Aber zieh dir was Vernünftiges an, nicht diese römische Tunica, und bewaffne dich, die Gegend ist ein wenig rauh.«

Laelia erschien hinter Flavius in der Tür, die Worte Gundalfs schien sie gehört zu haben, denn sie guckte düster und sorgenvoll. »Laelia, ich verspreche dir, daß ich dir deinen Römer heil und gesund zurückbringe.« Flavius war dieses Versprechen etwas peinlich, schließlich verstand auch er durchaus, mit dem

Kurzschwert und seinem Pilum umzugehen. Aber noch peinlicher war es ihm, daß Laelia von dem Versprechen Gundalfs beruhigt zu sein schien. Jedenfalls erhellte sich ihr Gesicht, und sie fragte nach dem Tag der Abreise.

Sechs Tage später waren sie bereits zu Pferde kurz vor Mogontiacum am Rhein.

Auf der Präfektur war man ungern und mürrisch auf seinen Antrag auf Dienstbefreiung eingegangen, aber Flavius hatte ihnen erzählt, er wolle sich unbedingt die Arbeit in der Präfektur in Confluentes ansehen, und deshalb wäre diese Reise auch für die Verwaltung Castra Regina nützlich.

Colonia Agrippina kannte Flavius nur aus Erzählungen. Die Stadt hatte eine beachtliche Größe, und sie lag, mit einer großzügigen Hafenanlage, direkt am Rhein. Durch das Vorzeigen der Siegel, die Flavius bei sich führte, hatten sie keine Probleme, das Südtor zu passieren. Zahlreiche, teils große und vornehme Häuser außerhalb der Stadtmauern deuteten darauf hin, daß die Stadt weiter wuchs und emporstrebte. Auf geradem Wege ritten sie direkt in das Zentrum, nur die beiden Begleiter murrten, weil sie direkt in eine der Tavernen rechts und links der Straße wollten. Gundalf herrschte sie kurz und leise an, worauf sie sofort verstummten. Erst später erfuhr Flavius, daß sie beide Vogelfreie aus dem östlichen Noricum waren, die nun Gundalf zur Treue und Gefolgschaft verpflichtet waren. Das gehörte zu Gundalfs Geschäftssinn, der wenig von teuren Sklavenmärkten hielt.

Die Stadt beeindruckte Flavius. Die Vielzahl großzügiger römischer Bauten, der zentrale Platz mit seinen Tempeln, der großen Säulenhalle, dem Triumphbogen und den langen Säulenreihen ließ ihn fast vergessen, daß er hier in Germanien war. Auf den Straßen herrschte reges Treiben. Als es zu dämmern begann, gingen Gundalf und Flavius gutgelaunt durch die Straßen. Nach einem kräftigen römischen Essen mit viel warmem Wein in einer überfüllten Taverne kehrten sie noch bei Fregard, einem germanischen Wirt, ein und tranken einige Krüge guten, kalten Bieres. Erstaunlicherweise saßen hier besonders viele Römer, wohingegen Flavius in der römischen Taverne viele vornehme Germanen aufgefallen waren.

Tags darauf brachen sie in Richtung Norden auf. War Colonia noch eine beeindruckende und sehr belebte römische Kolonie, in der man außer Geschlechtskrankheiten wenig zu befürchten hatte, bewegten sie sich nun jenseits der Außengrenze des Orbis romanum und drangen weit ins Gebiet der Brukterer und Angrivarier ein. Die Landschaft war leicht hügelig, und der Wald schien immer dichter zu werden. Flavius wußte, daß irgendwo hier vor zweihundert Jahren drei Legionen unter Varus in den Sümpfen gefallen waren und daß dies den Wendepunkt in der römischen Expansionspolitik bedeutete. Die Vorverlagerung des Schutzwalls, an der sein Großvater mitgewirkt hatte, war nur eine strategische Frontverkürzung gewesen. Nirgendwo sonst am Rande des Orbis romanum hatten so viele römische Soldaten ihr Leben gelassen, und in keinem anderen Grenzgebiet blieb es so anhaltend unruhig. Wenige unkriegerische Jahrzehnte wurden dann um so jäh von großen Einfällen über den Limes beendet.

Ein wenig unsicher wurde er hier doch. Hatte er Gundalf in Colonia aufgrund seiner Stellung und Siegel alle Türen öffnen können, so war er hier seinerseits völlig auf den klugen Germanen und seine zwei Helfer angewiesen. Doch der erste Tag verlief ereignislos, lediglich das Wetter wurde schlechter. Die Nacht verbrachten sie in einer Mulde, in der das Laub dick und weich angesammelt lag. Flavius schlief tief und traumlos, nur sein Hinterteil schmerzte vom Reiten. Er dachte an Laelia und seinen kleinen Sohn Plinius.

Am nächsten Morgen, nur dreihundert Schritte vom Nachtlager entfernt, ritten sie an zwei toten Wölfen vorbei, und Flavius schaute Gundalf fragend an. »Wolfsflechte«, erklärte dieser nur lapidar, »sie stammt von den Lärchen am Brennerpaß und tötet, in Ködern versteckt, Wölfe grausam, aber schnell. Ich habe sie gestern abend ausgelegt, damit wir eine ruhige Nacht haben.«

Flavius fröstelte bei dem Gedanken, daß sie nachts von Wölfen umschlichen worden waren und sah verstohlen und respektvoll zu Gundalf herüber. Diesen Mann sollte man nicht zum Feind haben. Am nächsten Tag setzte Regen ein, ein unendlich monotoner und durchdringender Regen, wie man ihn auch aus Britannien schilderte.

Flavius fürchtete sich vor einer erneuten Erkältung und zog seine gewachsenen Decken enger um sich. Wortlos ritt die kleine Gruppe durch die endlosen Laubwälder. Gundalf blieb plötzlich stehen, er hatte ein Rascheln und Wimmern im Gebüsch gehört. Leise stieg er ab und schlich behende im Bogen auf das Gebüsch zu, sein langes Messer in der Rechten. Als er die Äste zur Seite schob, fiel sein Blick auf eine junge Frau, die dort zusammengekauert und durchnäßt saß.

Flavius war auch abgestiegen und nähergekommen. Die sehr verängstigte und verfrorene Frau hatte nur noch auf einer Seite ihres Kopfes Haare, die andere war kurzgeschoren. Jetzt konnten sie auch sehen, daß sie unter ihrer nassen Decke noch ein Kind verbarg, es mochte vielleicht vier Jahre alt sein, und es schlief oder war bewußtlos.

Gundalf sprach die Frau in einer germanischen Sprache an, Flavius verstand nur wenige Worte. Es schien, als mache Gundalf der Frau Vorhaltungen, was Flavius jedoch nicht nachvollziehen konnte. Er wollte eigentlich helfen, denn die beiden waren hier und in diesem Zustand sicher verloren. Endlich brach aus der Frau mit dem Ton der Verzweiflung ein endloser Wortschwall heraus. Flavius verstand kein Wort und sah fragend zu Gundalf hinüber.

»Ein hoffnungsloser Fall. Sie hat ihrem Mann nicht gehorcht, dafür hat man ihr die Haare einseitig geschoren. Das ist hier eine übliche Bestrafung. Dann hat ihr Mann ihr noch vorgeworfen, daß sie ihn mit jemand anderem betrüge, und das Thing ihrer Sippe hat daraufhin ihren Tod beschlossen. Deshalb sei sie vor drei Tagen mit ihrem Kind geflohen, und sie sei unschuldig, erzählt sie uns«, übersetzte Gundalf.

»Dann müssen wir sie retten«, entgegnete Flavius spontan. »Bist du verrückt?« brauste Gundalf auf. »Wir werden schon genug Probleme haben, wenn uns die Angrivarier oder gar die Friesen hier mit dir erwischen. Wenn wir dann auch noch mit einer Vogelfreien und ihrem gestohlenen Kind unterwegs sind, wird man uns ein schönes tiefes Plätzchen im Moor suchen oder aus unseren Eingeweiden die Zukunft lesen. Wir müssen allein weiter, allenfalls können wir es riskieren, darauf zu verzichten, sie zu töten.«

Flavius war fassungslos. Das Recht der Germanen war nach seiner Ansicht zumindest in diesen Angelegenheiten fürchterlich primitiv. Er wollte keinesfalls nachgeben. Der jungen Germanin stand die Todesangst in den Augen. Das Kind wurde wach und fing an zu weinen. Die junge Frau hatte, abgesehen von ihrer Entkräftung und Unterkühlung, etwas Vornehmes, ihr Haar fiel lang, naß und dunkelblond über die rechte Schulter, sie hatte nichts Bäuerliches an sich. Wahrscheinlich stammte sie aus besseren Verhältnissen und konnte Sklaven ihre Arbeit tun lassen.

»Ich bestehe darauf, daß wir sie mitnehmen und auf dem Rückweg in Colonia unterbringen. Wenn meine Anwesenheit in den heiligen Mooren der hiesigen Stämme sowieso lebensgefährlich ist, können wir auch noch dieses Problem lösen. Ich bitte dich inständig, Gundalf. Dafür hast du bei mir einen Wunsch frei.«

Gundalf merkte, wie ernst es Flavius war. Er sah auf das Kind, sah zu seinen Begleitern, die offenbar keine Meinung hatten und wegguckten, und willigte schließlich mürrisch ein. Die Frau setzte sich, in eine von Flavius' Wachsdecken gehüllt, auf das Lastpferd, das noch fast leer war. Den Jungen nahm Flavius zu sich vorne aufs Pferd. Die junge Germanin, die Hedda hieß, sah immer dankbar zu Flavius herüber. Sie hatte verstanden, daß nur er es war, der ihr Leben gerettet hatte. Jedenfalls vorerst.

Als Gundalfs schlechte Laune sich gelegt hatte, sagte er plötzlich leise zu Flavius: »Ich kenne in Treverum einen Topfmacher, der mir schon lange seine guten Bierkrüge verkauft. Wir kennen uns schon seit ewigen Zeiten, ich habe ihn mal aus einer Schlägerei herausgehauen. Er schuldet mir noch einen Gefallen, und da er eine helfende Hand immer gut gebrauchen kann, werden wir Hedda auf dem Rückweg dort hinbringen. Da ist sie vom Limes weit genug entfernt und kann sich die Haare in Ruhe wieder wachsen lassen.« Der Weg wurde schlechter und schmaler.

Schließlich suchten sie sich eine größere Mulde, um vor dem kühlen Wind geschützt zu sein und legten erneut eine Rast ein. Es begann schon früh zu dämmern, weil eine dicke Wolkendecke der Abendsonne keine Chance ließ, den alten Wald noch zu erhellen.

Flavius fröstelte und ihm knurrte so laut der Magen, daß die anderen zu ihm hinübergrinsten. Während die zwei Helfer begannen, Feuerholz zu sammeln und versuchten, Feuer zu machen, verzog sich Gundalf mit einer kurzen Bemerkung ins Dickicht, um noch frisches Fleisch aufzutreiben. Der kleine Holg, Heddas Kind, hatte unterwegs die ganze Zeit über schnaufend auf Flavius' Dörrfleisch herumgekaut. Jetzt schlief er tief und fest. Hedda legte die Decke dichter um ihn. Sie sah Flavius an und sprach gestikulierend etwas, aus dem Flavius etwas wie »Pilze sammeln« heraushörte. Dann ging sie in den Wald hinein. Flavius folgte ihr. Erst jetzt nahm er wahr, daß sie sehr schön war, und ihre großen, graugrünen und klugen Augen strahlten viel Wärme aus. Was hatte sie wohl alles in der letzten Zeit durchmachen müssen!

Unverständliche Worte und Namen murmelnd zeigte sie ihm einige kleinere, dicke Pilze. Bei dem Anblick und dem Geruch lief ihm schon das Wasser im Munde zusammen. Langsam gingen sie dann weiter, hier und da entdeckte jetzt auch Flavius ein paar Pilze. Mit jedem Exemplar, das er fand, schien es ihm, als wenn es rings um ihn immer mehr würden. Aber das lag wohl daran, daß seine Augen sich auf die Formen und Farben der Pilze eingestellt hatten.

Da vernahm er hinter sich plötzlich einen spitzen Schrei und einen dumpfen Schlag ins Laub. Er drehte sich zu Hedda um. Sie lag, fluchend und erschrocken auf dem Boden, ein Bein fast völlig im Boden verschwunden. Flavius rannte sofort zu ihr und zog sie vorsichtig zur Seite. Dann setzte er sie behutsam neben das Loch ins tiefe Laub. Sie war in einen Fuchs- oder Dachsbau eingebrochen. Die Pilze waren ins Laub gefallen, und Flavius sammelte sie schnell wieder in ihr Tuch. Hedda stieß ein paar germanische Flüche aus, von denen Flavius froh war, sie nicht zu verstehen. Sie rieb sich ihr Fußgelenk und ihr Knie und schob dabei ihren langen Rock hoch.

Flavius mußte schlucken. Sie hatte sehr schöne Beine und eine wunderschöne, weiße Haut. Hedda bemerkte seinen Blick und errötete. Schnell schob sie den Rock wieder herunter und versuchte aufzustehen. Dabei knickte sie erneut ein und saß wieder im Laub.

Flavius lächelte sie beruhigend an und setzte sich zu ihr. Ganz langsam faßte er an ihr Fußgelenk und rieb es sanft. Jetzt mußte sie lächeln und ließ es geschehen. Flavius stellte verblüfft fest, wie er seine sanfte Massage unwillkürlich ausdehnte und seine Hand allmählich das ganze Bein streichelte und massierte, erst unten und dann weiter oben, erst außen, und schließlich auch innen. Ihre Haut fühlte sich einfach unglaublich gut an, und er spürte, wie das Blut

warm und erregend durch seinen ganzen Körper schoß. Auch Hedda gefiel diese Behandlung offenbar, denn mit einem Mal ließ sie sich nach hinten ins weiche Laub fallen und zog Flavius zu sich. Flavius war wie in Trance, seine und ihre Hände waren überall, er küßte ihre vollen Brüste, aus denen zu seinem Erstaunen noch Milch lief. Sie liebten sich verschwenderisch und leidenschaftlich, und als er sich schließlich in ihr verlor, vergrub er sein Gesicht in ihrem Haar.

Danach lagen sie noch lange engumschlungen, und vielleicht wären sie eingeschlafen, wenn sie nicht von einem wild quiekenden Keiler, der knapp an ihnen vorbeischoß, aufgeschreckt worden wären. Schnell sprangen sie auf, Heddas Bein war anscheinend wieder fast in Ordnung. Beinahe die Pilze vergessend liefen sie zurück zum Lager, wo das Feuer schon fröhlich flackerte und Gundalf sich mit einem großen Messer an einem Hasen zu schaffen machte.

Flavius und Hedda putzten die Pilze und versuchten, sich nichts anmerken zu lassen, aber Gundalf grinste, als wisse er alles.

Am nächsten Tag gegen Mittag veränderte sich der Wald, und es gesellten sich mehr und mehr Eichen und einige weißstämmige kleinere Bäume hinzu. Der Boden wurde nasser, die Pferde hatten bisweilen Mühe, durch den Morast zu kommen.

»Halt!« rief Gundalf plötzlich und sprang von seiner Stute. Er lief einige Schritte voraus, eine leichte Anhöhe hinauf. Der Regen war immer noch monoton, aber Flavius glaubte, er sei jetzt ein wenig schwächer. Der Wald war hier heller, Buchen gab es keine mehr. »Wir sind da!« schrie Gundalf und rannte weiter.

Die beiden germanischen Begleiter teilten seine Begeisterung offenbar nicht, sie blieben stur auf ihren Pferden sitzen und sahen triefäugig zu ihrem römischen Begleiter herüber. Hedda setzte sich mit ihrem kleinen Holz und einer Decke auf den Boden. Flavius sprang vom Pferd und lief hinter Gundalf über die Anhöhe. Den Regen hatte er jetzt völlig vergessen. Oben blieb er stehen, Gundalf stand etwa zwanzig Schritte vor ihm.

Vor ihnen öffnete sich der Wald, und sie sahen auf eine eigenartige grüne, nasse und baumlose Landschaft. Überall waren violette Blütenesselbäume eingestreut, dazwischen riesige Moosflächen und offenes Wasser.

Trotz des Regens beeindruckte Flavius dieser Anblick sehr, dies mußten die großen Moore sein, von denen man sich zu vorgerückter Stunde die fürchterlichsten Geschichten erzählte und von denen Gundalf in den höchsten Tönen schwärmte.

Die Geister der Verstorbenen sollten in dieser Gegend durch den Nebel schweben und Fremde in die Irre und ins Verderben lenken. Hier mußte auch der Gagelstrauch gedeihen, den Gundalf für die Herstellung eines besonders guten Bieres benötigte, und dieses seltsame braune Moos, dessen Dämpfe den Schleim lösten, wenn man erkältet war. Aber Flavius dachte auch an die zahllosen Römer, die schon den Göttern der Germanen geopfert worden waren, indem man sie ins Moor stieß. Unwillkürlich ließ er den Blick suchend durch das braune Wasser schweifen.

»Komm«, rief Gundalf, seine Augen leuchteten, und er stieg vorsichtig, aber behende den Hang hinunter bis ans Wasser. Flavius folgte ihm und sah sich nach den Begleitern um. »Laß die Langweiler hier zurück, die warten lieber langsam auf ihren Tod, als daß sie etwas dazulernen möchten. Sie werden hier auf uns warten, schließlich habe ich sie bezahlt, und den Rückweg kennen sie auch nicht.« Flavius stakste hinter Gundalf durch den Morast, immer sackten seine Füße tief in die Moospolster ein, auf die er trat. Längst waren seine Udonen, die römischen Strümpfe, die er in

seinen Stiefeln trug, völlig durchnäßt, so daß sie nicht mehr wärmten. Er verschwieg diese kleine Unannehmlichkeit geflissentlich, denn Gundalf hätte ihn nur wieder ob seiner römischen Verweichlichung verhöhnt.

»Sieh nur!« rief Gundalf begeistert. Flavius sah nichts, nur Sträucher und Moose und Wasser und Regen. »Der Gagel! Genug für zwanzig Fässer Bier!« Gundalf breitete seinen Sack aus, und Flavius trat heran und besah sich die unscheinbaren schulterhohen Sträucher näher. Er nahm ein Blatt zwischen die Hände und zerrieb es. Bierduft, wunderbar. Bevor er Gundalf half, die jungen Äste und Blätter in den Sack zu stopfen, riß er sich noch einen Ast von den merkwürdigen violettblühenden Zwergsträuchern ab und verstaute ihn in seinem Umhang. Darunter standen eigenartige grüne Becher im Moos, mit roten Knöpfen auf ihrem Rand. Auch sie steckte er heimlich in seinen Umhängebeutel.

Als Gundalf zwei Säcke voll hatte, gingen sie auf einem Umweg zurück zu ihren Pferden und den beiden Begleitern. Gundalf hielt noch nach den Moosen Ausschau, die er als Mittel gegen Erkältungen benutzte. Als er sie schließlich fand, fiel Flavius auf, daß sie überhaupt nicht wie Moos aussahen, eher wie Dreck oder wie die langen Flechtenbärte an den Bäumen.

Gundalf zeigte nach links. »Vor solchen Wiesen mußt du dich in acht nehmen. Mit Brettern unter den Füßen kann man sie überqueren, anders können sie zur Todesfalle werden. Ich zeig es dir.« Gundalf ging bis an den Rand dieser eigentlich ganz normalen mageren Wiese. Er tippte mit dem Fuß auf das Gras, und alles schwankte und wippte wie eine Wasseroberfläche. »Die Wiese schwimmt. Und sie ist manchmal sehr dünn, und nie weiß man, wie tief es darunter ist. Merke dir gut, wie sie aussieht!«

Flavius schüttelte sich bei dem Gedanken, wieviele Menschen wohl schon wegen dieser Täuschung im kalten braunen Wasser ertrunken waren. Vielleicht hatte man Varus' Legionen in solche Sümpfe gelockt. Gegen Ortskundige hatte man dann keine guten Chancen.

Gundalf war so sehr in seinem Element, immer erklärend und schwärmend, daß Flavius Mühe hatte, ihm zu folgen. Seine Schuhe erwiesen sich hier als sehr unpraktisch. Beinahe wäre er auf eine schwarze Schlange getreten, die dort eingerollt lag, wo er seinen Fuß hatte hinsetzen wollen. Sie hatte sich noch schnell genug entringelt und war davongeeilt. Gundalf war schon dreißig Schritte vor ihm. Da sackte Flavius plötzlich mit dem linken Bein bis ans Knie ins Moor ein. Er fluchte und versuchte krampfhaft, das Bein herauszuziehen. »Gundalf!« rief er. Fingerdicke braune Egel versammelten sich um sein Bein. »Gundalf! Hilf mir, ich versinke!« schrie er, und Gundalf wandte sich endlich um...

»Hilf mir hier raus!« schrie Linus, doch niemand hörte ihn. Er war an die großen Ufersteine des Stausees getrieben und dort von dem Gummitier abgerutscht. Verzweifelt hielt er sich an den Fühlern der Languste fest, als er aufwachte. Sein Rücken brannte wie Feuer. Schnell stand er auf und sah zu den Treppen hinüber, von denen die Badegäste ins Wasser hinunterstiegen. Oben stand Ellen und winkte wie verrückt herüber.

Er mußte geschlafen haben, und sein Sonnenbrand fühlte sich gefährlich an. Was hatte er nur geträumt? Schon wieder von Römern? Latein? Gagelstrauch? Mit schmerzverzerrtem Gesicht lief er auf dem Stauseedamm entlang zurück zum Freibad. Das riesige Gummitier hatte er sich unter den Arm geklemmt. Ellen war ziemlich verstimmt, denn sie hatte sich schon Sorgen gemacht. Linus dachte nur an seinen Sonnenbrand und an Römer und Germanen. Und er wünschte sich anhaltenden, kühlen münsterschen Bindfadenregen.



Zu Hause, nachdem Ellen ihn auf seiner ganzen Rückseite mit einem kühlen Gel gegen Verbrennungen eingerieben hatte, dachte er fortwährend an seinen skurrilen Traum. Er überlegte, ob er ihn Ellen erzählen sollte, unterließ es dann aber. Er hatte ihr heute schon genug zugemutet.

\*

Hartmann und Gott

Nun mußte er endlich einmal bei seinem Parteifreund Arnold Hartmann vorbeischaun, der zwar noch nicht wiederhergestellt war, aber immerhin schon wieder zu Hause lag. Er war mit seinem Bein in ein Loch in der Straße geraten. Es hatte schlicht der Gullideckel gefehlt, das war hier nicht gerade selten. So hatte man ihm nun den Oberschenkelhals genagelt, und die Ärzte hatten ihm gutes Heilfleisch und einen stabilen Kreislauf bescheinigt.

Linus hatte ihn anrufen wollen, aber er besaß kein Telefon. Seine Nichte, die er in ihrem Geschäft erreicht hatte, hatte ihm nur gesagt, Arnold würde sich riesig freuen, wenn er vorbeikäme. »Er braucht jemanden zum Reden. Das ruhige Liegen macht ihn noch verrückt. Aber er ist auch irgendwie anders, ich mache mir Sorgen um ihn.«

Jetzt saß Linus auf seinem Fahrrad und starrte nur angestrengt vor sich auf das Pflaster, hin und wieder kurz den Blick hebend, dann aber gleich wieder hinunter auf das Kopfsteinpflaster senkend. In einem Anfall von sportlichem Ehrgeiz hatte er sich heute morgen auf das Fahrrad geschwungen, um zur Arbeit zu fahren. Er hatte die elenden Staus satt und wußte nur zu gut, daß er zu wenig körperliche Anstrengung hatte. Aber in Dresden war Radfahren ein Vergnügen ganz besonderer Art. Als Familienvater und Ernährer zweier Kinder hätte er dieses Risiko eigentlich nicht auf sich nehmen sollen. Ein lückenloses System sorgte dafür, daß Radfahrer in Dresden ständig mit dem Tode bedroht wurden. Nach einem ausgefeilten Plan ergänzten sich tückische Fallen, die von Baufirmen aufgestellt wurden, mit den Maßnahmen der städtischen Ämter.

Geschickt wich er einem provisorischen Schild aus, das die Autofahrer auf eine längst nicht mehr existierende Baustelle hinwies. Gleich dahinter stand gut getarnt eine Laterne auf dem Radweg. Im Dunkeln hätte Linus hier keine Chance gehabt, so aber, es begann erst zu dämmern, konnte er durch einen rasanten Linksschlenker in Verbindung mit einer Vollbremsung, die in eine harte Rechtskurve überleitete, zwischen Schild und Laterne hindurch, ohne die schräg dahinter herumliegenden Ziegel zu streifen. Nur den Ellbogen stieß er sich.

Linus überlegte, womit sich die Radfahrerfeindlichkeit dieser sonst so schönen Stadt erklären ließ und duckte sich rasch - der stumpfe Ast streifte nur noch seine Kapuze.

Bisweilen lockte ein altes oder neues blaues Schild auf einen vermeintlichen Radweg. Dabei handelte es sich meist um ebenso bucklige oder sogar ungepflasterte Pisten, die Gehwege zu nennen Linus angesichts seiner westdeutschen Nachkriegs-kindheit nie in den Sinn gekommen wäre. Hier lauerten besonders tiefe und abrupte Löcher auf ihre Opfer, alles war relativ gleichmäßig mit Scherben übersät, von denen man sicher sein konnte, daß sie in dieser Stadt niemals absichtlich oder auch versehentlich entfernt wurden. Aber auch Dornengestrüpp, alte aufgegebene Eisenbahnschienen, die schon zwanzig Zentimeter aus dem Boden ragten, oder grundlose, fast unsichtbare Bauabsperungen warteten auf »Kundschaft«.

Als Neudresdner hatte Linus sich noch auf die neuen Radwege gefreut, die allenthalben hier und dort stückweise entstanden. Sicherlich, sie sahen von weitem gut und nützlich aus, aus einem tiefliegenden Flugzeug hätte sogar er sie für richtige Radwege gehalten. Bei näherer Betrachtung oder gar bei leichtsinniger Benutzung aber stellten sich ihre ganz besonderen, perfiden Tücken heraus. So waren alle Bordsteinabsenkungen an Nebenstraßen und Kreuzungen nur scheinbar abgesenkt. Immer blieb noch eine Kante von mehreren Zentimetern, genug, um einen ordentlichen Tritt in den Hintern zu erfahren. Auch an den Einfahrten zu den Grundstücken ging es dermaßen abrupt abwärts und wieder auf-

wärts, daß man sich nach einigen Kilometern fühlte wie Dschingis Khan nach einem halben Jahr auf dem Pferd.

Es begann leicht zu regnen, und Linus zog die Kapuze über den Kopf. Der Lichtkegel seiner Fahrradlampe tanzte ängstlich über das rote Pflaster.

Regelrecht raffiniert mußte man es nennen, daß Geh- und Radwege nur einen halben Meter schmal waren und direkt beieinander lagen, immerhin manchmal durch verschiedene Farben voneinander unterscheidbar. Und inmitten dieser schmalen Wege standen die Hinweisschilder für den Autoverkehr. Mit einigem Geschick konnte man zwischen Schild und Straße gerade noch hindurch. Nur an den Brücken und Hängen, wo man doch ziemlich schnell wurde, konnten die Schilder tödliche Fallen werden, besonders, wenn sie so tief hingen, daß man nur mit rechtzeitig eingezogenem Kopf daran vorbeikam. Manche Schilder ließen jedoch auch diese Chance nicht offen, sie standen einfach längs zur Straße und waren für den Radfahrer bei schlechter Sicht damit praktisch unsichtbar. Bei Nebel oder in dunkler Regennacht war eine solche Kopfspaltmaschine die perfekte Mordwaffe.

Natürlich waren auch die meisten Radfahrer selbst in dieser Stadt merkwürdige Kreaturen. Entsprechend ihrer Todesverachtung und Verwegenheit rasten sie rücksichtslos kreuz und quer durch die Gegend. Weder in Fußgängerzonen noch auf Gehwegen waren Fußgänger vor ihnen sicher. Kaum einer hatte Licht am Rad. Die meisten sahen auch aus wie die Waldläufer aus dem »Lederstrumpf« oder aus einem Roman von Karl May. Düstere, grimmige, hagere und sehnige Gestalten. Partisanen im Verkehrskrieg.

Da fuhr er plötzlich mit lautem Krachen durch ein reichlich tiefes Loch im Weg. Seine klammen Hände griffen fester um den Lenker. Zum Glück hatte er sich noch rechtzeitig vom Sattel hochreißen können. Die Entscheidung gegen ein drittes Kind wollte er nicht von Dresdens Stadtplanern fällen lassen.

Ihm fiel ein Zeitungsartikel wieder ein, irgendwo in Münster war vor einigen Jahren ein Lehrer auf dem Weg zur Arbeit mit seinem Rad wegen einer unvermeidbar großen Delle gestürzt und hatte sich die Jacke zerissen. Die Stadt mußte zahlen, und die Stelle wurde sogleich ausgebessert. Linus lachte gallig. Nachrichten aus einer fernen Galaxis.

Er spürte, daß er sich mal wieder eine Acht im Vorderrad eingefangen hatte. Die Stadt Dresden haßte ihre Radfahrer glühend, soviel stand fest, und er haßte diese Stadt jedesmal, wenn er auf dem Rad durch sie hindurch mußte. Endlich hatte er Cossebaude erreicht und bog in die Talstraße ein. Er schloß das Rad an den alten Holzzaun und trat durch das quietschende Tor.

Im Regen und Dämmerlicht hatte Linus Probleme, den Eingang zu finden, aber schließlich sah er den riesigen, gezimmerten Briefkasten, dessen Schlitz mit einem angenagelten Kunstlederlappen regendicht gemacht worden war.

Er verachtete diese Briefkästen, die zwar praktisch und geräumig waren, deren Häßlichkeit aber geradezu die Inkarnation realsozialistischen Gestaltungsdrangs zu sein schienen. Die Haustür war offen, und er schaltete mit einem riesigen Drehschalter das Treppenhauslicht an. Es war so schwach, daß der Schalter dazu in einem grotesken Gegensatz stand. Eigentlich schaltete man mit solchen Schaltern Kraftwerke, urtümliche Stahlstanzmaschinen oder die Straßenbeleuchtung einer Großstadt ein.

Nora öffnete oben die Wohnungstür. Sie strahlte über das ganze Gesicht, als sie Linus sah und führte ihn zu Arnold, der auf seinem großen alten Bett lag.

»Rostfreier Edelstahl! 200 Mark hat der Nagel gekostet!« rief er Linus nur als Begrüßung zu. »Die nächste Wurfsendung verteil ich wieder mit, dann zeigen wir's ihnen.«

Linus lachte, »Mensch Arnold, du bist meine größte Hilfe, aber die nächste Zeitung verteilen wir besser ohne dich.« Es überraschte ihn, daß es Hartmann so gut zu gehen schien.

Doch da winkte der Alte ihn zu sich. »Junge, mach mal die Tür zu und setz dich mit 'nem Stuhl hier ans Bett!«

Linus gehorchte und überlegte, schon mit einem flüchtigen Blick auf die Uhr, was jetzt wohl für alte Räubergeschichten kämen. Mit den immer noch klammen, knallroten Händen nahm er sich die Hosensklammern ab und steckte sie in die Taschen.

»Ich will dir was erzählen, das habe ich noch nie jemandem erzählt. Aber du bist ein heller Kopf, und was ich jetzt nicht loswerde, das nehme ich mit in die Erde.« Linus dachte an Seitensprünge, Ladendiebstähle oder seltene erotische Vorlieben. Dann kann's ja wenigstens spannend werden, dachte er, rückte einen Stuhl ans Bett und setzte sich. Er wartete gespannt.

»Ich möchte dir was erzählen, das mir auf der Seele liegt und das du wissen sollst: Meine Eltern waren tüchtige und ehrliche Arbeiter, Mutter als Näherin und mein Vater als Hafenarbeiter in Magdeburg. Davon hab ich dir, glaub ich, auch schon mal erzählt.« Linus schüttelte kurz den Kopf. »Daß sie beide aktive Kommunisten waren, das habe ich dir aber sicherlich schon gesagt. Und sie sind es geblieben, bis sie starben, beide reichlich früh. Und bei der Beerdigung meines Vaters, da war ich vierzehn, da hatte ich mir über Politik und Religion noch gar nicht den Kopf zerbrochen. Ich wußte nur, daß meine Eltern Kommunisten waren, da konnte der Kommunismus ja nichts Schlechtes sein. Und der Fabrikbesitzer, bei dem meine Mutter nähte, der war bürgerlich und aktiver Katholik. Und der zahlte so schlechte Löhne, entließ nach Gutdünken und ohne jede Vorwarnung jeden, den er nicht mehr brauchte, und er war sehr reich. Da konnte christlich und bürgerlich nichts Gutes sein. Mehr wußte ich da noch nicht. Ich interessierte mich nur für Streiche, Raufereien und die Mädchen in meinem Lehrbetrieb, einer Nähmaschinenfabrik.«

Er hatte wohl Durst und griff, mit zittrigen Händen, nach einer großen alten Tasse mit Tee auf seinem Nachttisch. Linus reichte sie ihm schnell, der Tee war schon ganz kalt. Jetzt sah Linus auch, wie alt und runzelig Hartmanns Hände schon waren. Plötzlich kam Hartmann ihm gar nicht mehr so rüstig vor.

»Und auf dieser Beerdigung«, fuhr der Alte fort, »da wurde mir vieles klarer. Es war eine verdammt traurige Beerdigung. Mutter hatte geweint und geweint, und meine Schwester hatte schon gar keine Tränen mehr und stand nur stumm am offenen Grab, und ich hielt sie fest.

Alle waren furchtbar traurig, die Kollegen aus der Fabrik, die Genossen aus der Partei und alle Nachbarn, denn alle hatten meinen Vater gemocht und geachtet. Er war immer geradeaus und ehrlich, jeder konnte sich auf sein Wort verlassen und sein Gerechtigkeitsinn führte manchmal schon fast zu Schwierigkeiten. Und er war ja auch so elend gestorben, hatte beim Löschen eines Schiffes ein Bein zwischen zwei Großkisten bekommen. Das Bein haben sie ihm sofort abgenommen, aber er hatte soviel Blut verloren und dann eine Entzündung gehabt, und dann hat er nur noch acht Tage gelebt.

Und noch auf dem Sterbebett hat er gesagt, er will keinen Pfarrer an seinem Grab sehen, weil er die Kirche immer verachtet hatte. Aber als er dann tot war, da hatte Mutter nicht die Kraft, sich darum zu kümmern. Und wir Kinder waren ja noch gar nicht alt genug, dafür zu sorgen. Erst später habe ich erfahren, daß es auch Beerdigungen gibt, wo ein Genosse oder Freund die letzten Worte spricht. Aber damals stand dann ein großer, dicker Pfarrer am Grab und hielt eine lange, dumme Rede. Und er sprach ganz viel Latein und hatte soviel Freude im Gesicht. Als letztes hatte er noch gesagt: 'Und so komme zurück zu unserem Herrn Jesus Christus.' Doch

genau das hatte Vater gar nicht gewollt, sonst wäre er doch in die Kirche gegangen. Und ich habe ein schlechtes Gewissen gekriegt, daß ich mich nicht um die Beerdigung gekümmert hatte. Hatte meinem Vater sowieso schon immer viel Kummer gemacht, und da hab ich mich nicht mal um die Erfüllung seines letzten Wunsches gekümmert. Und weißt du, was eigentlich das Schrecklichste war?«

Linus war ziemlich ergriffen und schüttelte nur den Kopf. Was hätte denn noch schrecklicher sein können?

»Das schlimmste war das Wetter. Wochenlang hatten wir ein kaltes und nasses Mistwetter gehabt. Das war der kälteste Mai, den ich überhaupt je erlebt habe. Und just, als die meinen Vater in die nasse Erde runterließen, riß der Himmel auf, und die Sonne zauberte den schönsten Frühlingsanfang auf den Friedhof. Sogar die Vögel fingen an zu singen, als der Pfarrer sprach. Das schöne und warme Frühlingswetter hielt dann drei Wochen an.

Ich bin damals nach der Beerdigung so wütend gewesen. Dieser Pfarrer hatte sich die Seele von meinem Vater regelrecht geholt, obwohl der das doch nicht gewollt hatte, und da schwor ich mir, Atheist zu werden. Und das bin ich auch mein Lebtag geblieben, ohne Fehltritt. Und ab dem Tag, ab dem ich so richtig bewußt Atheist war, da hatte der da oben es auf mich abgesehen.

Erst verlor ich meine Stelle. Einfach so, die Aufträge gingen zurück, und die Firma schloß schließlich, weil unser Chef ein Jude war und aus Deutschland wegging. Und meine Mutter, die starb vor Gram schon ein Jahr nach meinem Vater, obwohl sie noch nicht mal fünfzig war. Ich lag mit einer so schlimmen Mandelvereiterung im Krankenhaus, als sie starb, daß sich wieder keiner darum kümmern konnte, daß kein Pfarrer an ihrem Grab stand. Dabei konnte ich es nicht mal sagen, immer wenn ich es versuchte, brachte mir die Ordensschwester im Krankenhaus eine Hostie, weil sie dachte, ich wolle diese heilige Oblate essen.

Meine Schwester, die lernte drei Jahre später einen jungen Bäcker kennen. Und der ist nach Amerika ausgewandert und hat sie mitgenommen. Erst acht Jahre später erhielt ich eine Nachricht von ihr, nämlich, daß sie gestorben war, obendrein in Armut. Und so lief es eigentlich mein Leben lang weiter. In der DDR erging es mir insgesamt ein bißchen besser, ich hatte immer Arbeit, ein Dach über dem Kopf und wurde selten schlimm krank. Nur häufig Unfälle, kaum ein Knochen, den ich mir nicht mal gebrochen hätte. Trotzdem habe ich von der DDR nie etwas gehalten. Mit dem ehrlichen und gerechten Kommunismus, von dem mein Vater immer redete, hatten diese Verbrecher wenig im Sinn.

Und Hedwig, die meine dritte Frau war, die starb vor zwei Jahren, direkt nach der Wende. Die hatte schon lange den Krebs im Leib, sie ist aber dann wenigstens ganz friedlich eingeschlafen. Und jetzt meine Bitte, Linus.«

Linus schaute überrascht auf. Seine Augen waren ein wenig feucht geworden. So etwas Verrücktes hatte er ja noch nie gehört. Was konnte Hartmann von ihm wollen?

»Ich glaube, ich hab nicht mehr lange. Würde es dir wohl viel ausmachen, wenn du an meinem Grab ein paar Worte sagst? Du kennst mich doch gut genug, und daß du aus der Kirche ausgetreten bist, hast du mir ja mal erzählt.« Linus mußte schlucken. »Du mußt auch nicht viel sagen, aber diesen letzten Triumph, wie bei meinen Eltern, den gönne ich denen wirklich nicht. Und die Redner vom Bestattungsinstitut, die will ich nicht. Vielleicht kann ich damit auch meinen Vater ein wenig trösten, wenn er es mitkriegt. Du bist ein ehrlicher Kerl, einfach nur ein netter Mensch, auf den man sich verlassen kann. Mein Vater hätte dich auch gemocht.«

Linus mußte wieder schlucken, jetzt hatte er einen Kloß im Hals. »Aber Arnold, du bist doch auf gutem Wege, in drei Wochen kommst du wieder in unsere Ortsvereinsitzung, dann sehen wir mal

weiter«, quälte er sich heraus, um beiläufige Unbeschwertheit bemüht. Aber Hartmann sah ihn nur lange und still an und fragte eindringlich: »Tust du es?«

Linus versuchte vergeblich, seinem Blick auszuweichen. »Aber sicher, Arnold«, sagte er mit trockenem Mund.

Da konnte Hartmann sogar wieder lachen. Nach einigen Belanglosigkeiten gab er Linus plötzlich die Hand und drückte sie ganz fest. Sie verabschiedeten sich wortlos. Es regnete, und der Wind war kalt und stark. Völlig in Gedanken versunken ging Linus nach Hause. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Er kannte niemanden, der Atheismus so sehr mißverstanden hatte wie der gute alte Arnold Hartmann. Erst zu Hause merkte er, daß er sein Fahrrad bei Hartmann vergessen hatte.

\*

Schon zwei Wochen später, an einem milden und sonnigen Oktobertag, ereilte ihn die Nachricht von Arnold Hartmanns Tod. Er setzte sich sofort mit Nora, Arnolds Nichte, in Verbindung und regelte alles Notwendige mit ihr. Vier Tage später stand er in seinem einzigen dunklen Anzug auf dem großen städtischen Nordfriedhof mitten in der Dresdner Heide. Er hatte sich seine rote Krawatte umgebunden. Es war eine Urnenbeisetzung. Einige Parteifreunde, zwei schon hochbetagte Nachbarn und Nora waren gekommen. Statt eines Pfarrers stand nur ein Mitarbeiter des Bestattungsinstituts an der Seite, für Handreichungen.

Innerhalb einer halben Stunde hatte sich der Himmel völlig zugezogen. Schon fielen die ersten Tropfen. Der Wind faßte in die Schleifen an den Kränzen und Gestecken und riß einige Blüten ab. Linus sprach unbeirrt und mit fester Stimme die wenigen Worte, die er sich sorgfältig zurechtgelegt hatte. Nora weinte ein bißchen. Erst als er geendet hatte, rollten auch ihm zwei dicke Tränen die Wangen herunter und vermischten sich mit dem Regen, der sie alle inzwischen durchnäßt hatte. Schnell gingen sie ins nahe Café, wo sie noch schweigsam einen heißen Kaffee tranken. Danach brachte er Nora nach Hause, der Himmel war inzwischen wieder aufgeklart.

.....

In dieser Nacht schlief er sehr unruhig, er konnte einfach nicht aufhören zu denken. Endlich, es wurde fast schon wieder hell, schlief er doch noch ein.

*...Flavius blinzelte schlaftrunken. Langsam drehte er sich auf die andere Seite, um den tanzenden Sonnenstrahlen zu entweichen, die durch das geöffnete Fenster auf sein Bett fielen. Er schloß die Augen wieder ganz fest. Sein Kopf fühlte sich an, als säße der Helm noch drauf, obendrein ein zu enger Helm. In seinem Mund lag irgendein pelziges Tier. Er wußte nicht, ob er hoffen sollte, daß es sich dabei um seine Zunge handeln könnte. Es ließ sich jedenfalls bewegen.*

*Heute war der Tag! Für einen Moment schob dieser Gedanke seinen dumpfen Kopfschmerz zur Seite. Deshalb hatten sie sich gestern auch vollaufen lassen. Einige aus Angst, andere, um ein*

Scheißegal-Gefühl zu bekommen. Bei ihm hatte wohl beides eine Rolle gespielt.

Erst vor wenigen Tagen war die Legion bei Vindobona überfallen und abgemetzelt worden. Nördlichere germanische Stämme, Markomannen und Alemannen hatten an mehreren Stellen den Limes durchbrochen und zunächst über Wochen Handelskarawanen und Wachkohorten überfallen und ausgeraubt. Die Legion in Vindobona war deshalb zu einer gezielten Strafaktion aufgebrochen, um die Ordnung und Grenzsicherheit wiederherzustellen. Zu spät hatten sie bemerkt, daß es sich um einen gut vorbereiteten Vernichtungsschlag großen Ausmaßes handelte und sie es nicht mit ein paar Dutzend räuberischen Barbaren zu tun hatten, sondern mit einigen Tausend gut bewaffneten und geschickt operierenden Germanen. Erschreckend war dabei auch die ungeheure Brutalität und Kampfeslust, mit der die großen, langhaarigen Krieger vorgegangen waren. Zehn Römer hatten sie absichtlich entkommen lassen, um die Nachricht von der Niederlage zu überbringen.

Kleinere Grenzübergriffe, vagabundierende Horden von barbarischen Räubern oder auch einzelne, kleinere Stämme, die revoltierten, gehörten zum Limes wie der Lärm zu Rom. Die Schlacht bei Vindobona jedoch mußte als offene Kriegserklärung an das Römische Imperium verstanden werden.

Alle düsteren Vorahnungen der letzten Jahre, die sich um neue Stammeszusammenschlüsse und Angriffspläne der Germanen rankten, schienen sich nun zu bestätigen. Die Grenze östlich von Castra Regina war praktisch offen. Verstärkung von den Legionen am Rhein wurde angeblich organisiert. Von jenseits der Alpen durfte man schon deshalb keine schnelle und energische Hilfe erwarten, weil die Verhältnisse in Rom nach den drei Caesaren des vergangenen Jahres noch nicht stabil genug für solche Reaktionen waren. Schnell gingen Gerüchte durch die Legion, daß auch der Norden nur zögerlich Verstärkung schicken werde, weil die dortige Ruhe als Ruhe vor dem Sturm gewertet werde. Denn auch von den Friesen und Chatten erwartete man Ärger.

All das schwirrte jetzt wieder durch Flavius' Schädel. Er rutschte schwerfällig aus dem Bett, sah mit einem Seufzer zu Laelias leerer Hälfte hinüber und rülpste. Er war jetzt froh, daß er Lealia vor drei Monaten nach Follonica zu ihren Eltern gebracht hatte. Und doch vermißte er sie und den kleinen Plinius viel zu sehr. Immer wieder beschlich ihn die Angst, er könnte sie nie wiedersehen.

Von draußen drang hektisches Geschrei in sein Haus.

Flavius zog sich an, so schnell er es in seinem Zustand konnte. Er schlug sich aus der Schüssel etwas von dem nicht mehr ganz frischen Wasser ins Gesicht. Dann legte er das Langschwert und das große Messer an, beide hatte er erst vorgestern geputzt. Mit einem letzten Blick auf das leere Bett, in dem er jetzt gerne noch gelegen hätte, öffnete er die quietschende Tür und trat hinaus. Schmerzhaft stach ihm die grelle Morgensonne in die Augen, er glaubte zu spüren, wie sie sich durch ihn hindurch bis auf die hintere Schädeldecke bohrte. Dabei fiel ihm ein, daß er in seinem Traum heute Nacht dunkle, bunte Gläser vor den Augen hatte. Die wären jetzt sehr nützlich. Ansonsten war dieser Traum, der ihm jetzt bruchstückhaft wieder einfiel, eher fürchterlich gewesen. In einer merkwürdigen Kutsche ohne Gespann war er mit irrer Geschwindigkeit durch eine fremde Welt gefahren. Alles war schrecklich bunt, laut und schnell gegangen. Deswegen hatte er auch sicherlich mitten in der Nacht vor die Tür gehen und sich übergeben müssen. Der Wein trug daran bestenfalls teilweise die Schuld.

Bis auf die dunklen Augengläser konnte er auf die seltsamen Dinge, die er im Traum hatte und tat, gut verzichten. Da waren ihm sogar mordlustige große Germanen lieber.

*Die Gesichter der Männer auf der Straße waren angespannt. Kein Lachen war zu hören, kein rauher Witz. Aus der einstmals rein italischen und gefürchteten Zweiten Legion war ein kampfesunwilliger und gemischter Haufen geworden. Viele der Soldaten waren ältere Germanen aus Rätien oder dem Noricum, die ihren Armeedienst großteils hinter sich hatten. Die meisten glaubten sich schon im wohlverdienten Ruhestand, mit einem Stückchen Land und den römischen Bürgerrechten. Dementsprechend mäßig war die Kampfmoral. Viele hatten die Sorge, jetzt womöglich um die Früchte des langen Armeedienstes gebracht zu werden, und die Enttäuschung über die unerwartete Wandlung ihres sonst ruhigen Dienstes machte sie jetzt regelrecht wütend. Grimmig und verbissen trafen sie jetzt in hektischer Geschäftigkeit die letzten Vorbereitungen für den Abmarsch. Alle Armeegelder, der Sold und die Stadtkasse sowie zahlreiche Frauen sollten im Viertagesmarsch nach Auguste Vindellicorum gebracht werden. Mit dem Rückweg sollte von dort eine erste Verstärkung geholt werden.*

*Auch Flavius wurde nun von dieser Wut angesteckt. Bei allen Göttern hatte er sich immer redlich um ein gutes Miteinander mit den Germanen bemüht. Auch seine Arbeit der letzten Jahre, all die Entbehrungen seiner Frau und die vielen kalten Nächte in diesem unwirtlichen Land wären umsonst gewesen, wenn es irgendwelchen Horden aus dem inneren Germanien nun gelingen würde, den Limes zu überrennen und die römische Kultur nördlich der Alpen zu zerstören. Er dachte an seinen Jugendschwur vor dem Vestalinentempel. Immerhin hatte er nicht gelobt, sich kampflös erschlagen zu lassen. Also sollte er nun auch kein*

*schlechtes Gewissen bekommen, wenn er einige dieser Barbaren tötete.*

*Endlich stand die Kohorte abmarschbereit vor dem Südtor des Castellums. In fünf Wagen waren die Münzen und andere wertvolle Dinge verstaut. Jucundus Silanus, der Prokonsul und die Zenturien bauten sich vor ihnen auf. Alles verstummte. Jucundus erklärte, heute werde der ganze Troß zunächst in westlicher Richtung am Ufer der Donau entlang marschieren. Erst morgen würde man dann nach Süden abknicken und auf dem kürzesten Wege Auguste Vindellicorum erreichen. Zwei Kohorten würden ihnen von dort noch als zusätzliche Verstärkung entgegenkommen.*

*Eilig wurden noch Befehle gebellt, dann tönte die Fanfare oben vom Turm des Tores, und der ganze Zug setzte sich langsam und schwerfällig in Bewegung. Flavius ritt im hinteren Drittel, nur wenige Pferdelängen hinter den Wagen. Er war für die korrekte Übergabe der Ladung verantwortlich und hatte darüber ein Protokoll auszufertigen. Er liebte solche Aufgaben nicht, denn irgendwer verzählte sich dabei immer, aber wenigstens kam er auf diese Weise aus Castra Regina heraus. Auguste Vindellicorum war erheblich besser geschützt, sowohl die Befestigung war viel solider als auch die Zahl der Legionäre größer. Vor allem aber handelte es sich bei der Dritten Legion in Auguste um kampferfahrene römische Haudegen, während sich die Legion in Castra Regina doch vornehmlich aus Germanen zusammensetzte, deren größter Wunsch es war, heil und ungefährlich ihren zwölfjährigen Armeedienst hinter sich zu bringen.*

*Die Stadt verschwand jetzt hinter ihnen, und sie folgten dem lebendigen und schnell dahinfließenden Fluß. Flavius tastete hinter sich. Er fühlte das dicke Stück geräucherten Schinkens in seiner Tasche, daneben den prall gefüllten Wasserschlauch. Solange sie noch flußaufwärts an der Donau blieben, konnte er ihn unbedenklich leertrinken, und das würde er wohl auch müssen, denn der Wein des Vorabends hatte ihm einen großen Durst beschert.*



*Fast still ritten und liefen die fast sechshundert Menschen den stellenweise beschwerlichen Weg entlang. Die Frühjahrsregen, die von den letzten Februarstürmen gebracht worden waren, hatten den Boden durchnäßt und die Wege aufgeweicht. Eine befestigte römische Straße gab es hier noch nicht. Sie wurde gerade gebaut, war aber erst einige tausend Schritte lang im Norden von Auguste Vindelicorum fertiggestellt.*

*Es war eine angespannte Ruhe im ganzen Troß, und bei jedem Vogelschrei, jedem aufgeschreckten Wild gingen die Hände der Männer gleich an den Schwertgriff. Auch die Schilde mit den Störchen, dem Symbol der Zweiten Legion, zuckten jedesmal ein Stück nach oben.*

*Die Sonne stand hoch im Frühlingshimmel. Und man spürte schon ihre Kraft, mit der sie in einigen Wochen sogar in Germanien wieder für heiße Tage sorgen würde. Die letzten Tage waren zwar frostfrei, aber immer noch sehr kalt gewesen. Hinzu kam der kräftige feuchte Wind, der durch alle Ritzen gezogen war und die Häuser auskühlte. Jetzt zwitscherten die Vögel, und die ersten Blumen blühten im Wald.*

*»Man sieht, daß dein Hinterteil nichts gewöhnt ist«, lachte Lausus hinter ihm. Flavius drehte sich halb zu ihm um und versuchte, unverkrampft und humorvoll zu wirken: »Bei dem Gedanken, daß ich den größten Teil des Rittes noch vor mir habe, wird mir jetzt schon übel. Ich war immer schon ein schlechter Reiter.«*

*»Vielleicht hättest du im letzten Winter mehr den Pferden und der frischen Luft zusprechen sollen als dem Wein und dem Bier«, fuhr Lausus fort, ihn aufzuziehen. Flavius konnte er damit nicht verärgern, denn Lausus selbst war beleibt und galt als faul. Aber er war unterhaltsam und half ohne langes Federlesen, wenn man ihn brauchte. Natürlich wußte Flavius nur zu gut, daß er sich im vergangenen Winter hatte hängen lassen und körperlich nun nicht in der besten Verfassung war.*

*Er überlegte, was er seinem Sohn als nächstes basteln oder schnitzen würde. Im Abstand von einigen Wochen gab er den jüdischen Händlern, die in Castra Regina Bernstein und Felle gegen feine Töpferwaren und Gewürze tauschten, Spielzeug für Plinius mit. Das erste Stück, ein Braunbär aus Pappelholz, hatte sein Ziel immerhin erreicht, wie ihm von einem jungen Legionär ausgerichtet wurde, der aus Grosseto stammte und neu nach Castra Regina gekommen war. Er grübelte, zu welchem Holz ihm Asgat geraten hatte, wenn er etwas besonders Stabiles schnitzen wollte.*

*Plötzlich vernahm er vor sich ein dumpfes Plopp. Er konnte gerade noch sehen, wie der Reiter vor ihm mit einem riesigen Holzspeer, der seine Brust durchbohrt hatte und hinten herausragte, leblos vom Pferd fiel. Eine Sekunde später erhob sich ein ohrenbetäubendes Gebrüll in dem bewaldeten Hang links oberhalb von ihnen. Die Römer waren einige Augenblicke wie benommen und gelähmt. Mindestens zehn weitere Reiter und Fußleute waren inzwischen ebenfalls von Speeren getroffen und lagen am Boden.*

*Befehle wurden geschrien, und die Reiter fanden sich schnell zusammen, um im mittleren Abschnitt den Germanen entgegenzureiten. Weiter vorn flogen nun zahllose römische Speere durch die Luft.*

*Flavius unterdrückte die Panik, die in ihm aufstieg, und sprang von seiner Stute, die jetzt ohnehin bockte und ihn womöglich noch abgeworfen hätte. Instinktiv eilte er zu den Wagen. Die Frauen und einige Kinder hatten sich ebenfalls hierhin geflüchtet, denn die großen Wagen mit ihren Gespannen boten Schutz vor den Speeren, die immer noch durch die Luft sausten.*

*Das dritte Manipel im hinteren Drittel hatte sich unterdessen zu einer Schildkröte formiert, zumindest hatte es eine werden sollen. Die Angreifer waren inzwischen überall mit den römischen Soldaten*

im Kampfgetümmel verstrickt. Sie schrien immer noch fürchterlich, einige schwangen primitive, aber sehr wirkungsvoll aussehende Keulen, die meisten aber besaßen große Äxte oder Schwerter. Flavius stand nun mit gezogenem Schwert neben dem letzten Wagen und dachte einen Moment lang, daß er da auch seinen eigenen Sold zu verteidigen hatte. Eine kleinere Gruppe besonders übel aussehender Barbaren überrannte die Legionäre, die noch vor ihm standen, regelrecht, sie schienen es gezielt auf die Wagen abgesehen zu haben. Außerdem wollten sie wahrscheinlich den römischen Zug, der sich schmal am Fluß entlangzog, zerteilen.

Die Germanen schienen zahlenmäßig weit überlegen zu sein, aber das ließ sich in dem Lärm und Durcheinander kaum vernünftig abschätzen.

Wie gelähmt sah Flavius plötzlich den leibhaftigen Tod schreiend auf sich zukommen. Ein hünenhafter Kerl mit einem langen, fast rötlichen Bart und langen roten Haaren stürzte brüllend auf ihn los und schlug, von einem Pilum in den Rücken getroffen, direkt vor ihm der Länge nach ins Gras. »Paß auf, hinter dir!« hörte er Gundalfs Stimme plötzlich von der anderen Seite des Wagens. Er schaute hinter sich und schaffte es gerade noch, sein Schwert zu ziehen. Der brüllende Kerl rannte direkt hinein. Die fürchterliche, gezackte Keule traf Flavius noch kraftlos an der Schulter. Dennoch zerriß sie ihm die Toga, es blutete sofort kräftig.

Jetzt stand Gundalf mit dem riesigen Langschwert neben ihm, was Flavius sehr erleichterte. Wieder kamen drei Angreifer wild auf sie zugerannt, »Verfluchte Markomannen«, wie Gundalf ihm zugerufen hatte. Gundalf sprang ihnen entgegen und hieb dem ersten in die Seite, dem zweiten gegen das Schwert, wobei die Waffe des Germanen mit lautem Klingen brach. In dem Augenblick, in dem der dunkelhaarige Kerl verduzt auf sein zerborstenes Schwert starrte, stach Gundalf ihm das Langschwert in die Brust. Der dritte schlug linkisch einen Haken und hieb Gundalf mit seiner Keule von hinten in den Nacken. Gundalf sackte seitlich weg, zog noch sein Kurzschwert, brach aber unter dem zweiten Schlag leblos zusammen. Das alles war so schnell gegangen, daß Flavius noch am gleichen Fleck stand. In ohnmächtiger Wut sprang er jetzt schreiend auf den Germanen zu, der noch ein drittes und viertes Mal auf Gundalf einschlug. Jetzt drehte er sich um und hielt Flavius mit schreckgeweiteten Augen seine Keule entgegen. Aber Flavius hatte mit seinem schweren Langschwert beidhändig über den Kopf ausgeholt und die Klinge durchschlug die hölzerne Keule krachend, bevor sie im Kopf des Verduzten steckenblieb. Mit Kraft und begleitet von einem entsetzlichen Knarren mußte Flavius die Waffe wieder herausdrehen, da hörte er schon hinter sich die nächsten Angreifer.

Eine größere Gruppe war hinter dem Ufergebüsch durch das Wasser gewatet und lief nun triefend ans Ufer. Flavius lehnte sich rücklings an den Wagen und erwartete mit erhobenem Schwert den ersten Angreifer. Da traf ihn ein Stein am Kopf. Er war plötzlich benommen und wütend zugleich, ein dummer Stein. So gut er konnte, parierte er die kräftigen Schwerthiebe seines Gegners. Im Augenwinkel nahm er eine zweite Gestalt wahr, die über den Wagen geklettert kam, da fühlte er einen dumpfen Schlag auf seine linke Schulter. Es schmerzte überhaupt nicht, ihm wurde nur merkwürdig heiß, und er registrierte, wie er langsam ins Gras rutschte. Der finstere Kerl, der mit dem Schwert auf ihn eingeschlagen hatte, lachte nur und lief weiter, einfach an ihm vorbei. Dann wurde es dunkel.

